r. 65 p.
garve

Bor. 65 p-2

<36619347470015

<36619347470015 S

Bayer. Staatsbibliothek

Fragmente

zur

Schilderung

des

Geistes, des Charakters, und der Regierung

Friederichs des zweyten,

von

Christian Garve.

Zweyter Theil.

Breslau 1798.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vierte Abtheilung.

Ueber den

religiösen Charakter

Friederichs des zweyten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1.

Der erste Religions-Unterricht, den Friederich erhielt, und das erste und nächste Beyspiel, das von einem christlich religiösen Manne vor sich sah, mußte nothwendig, bey der guten Vernunft, die er besaß, und die sich zeitig entwickelte, ihm das Christenthum überhaupt verdächtig machen, — und wie es gemeiniglich geht, wenn wir Mängel in dem uns für heilig aufgedrungenen entdecken, — seine Abneigung dagegen, selbst über das Maß der von ihm eingesehnen Irrthümer oder Mißbräuche, hinausführen.

Sein erster Religionslehrer war, wie ich aus Büsching lerne, ein unaufgeklärter Orthodox. Sein Vater, so große Eigenschaften er sonst hatte, war nichts weniger, als ein vernünftiger Christ. Rechtgläubig und andächtig, übrigens ganz seinen Leidenschaften und Neigungen ergeben, übte er die Religion nur in der Kirche, und übertrat die Moral, welche sie lehrt, allenthalben. Der Zwang auf der einen Seite, mit welchem der Sohn entweder jenen Unterricht

empfangen, oder diesen Religionsübungen beywohnen mußte, — die lange Weile, die natürlicher Weise einem guten Kopfe geistlose Vorträge über unverstandne Gegenstände machen; — die tägliche Beobachtung auf der andern Seite, wie wenig diese so angepriesene Lehre, bey ihren eifrigsten Verehrern, dazu beytrage, sie zu etwas anderm zu machen, als wozu die Natur sie schon bestimmt hat: — dieß alles bereitete den Einwürfen und den Spöttereyen, die ihm bald von den geistreichsten und witzigsten Köpfen gegen das Christenthum, durch Schriften und im Umgange, bekannt wurden, den Eingang, und schärfte die Waffen, womit sie das Religionssystem seiner ersten Jugend anfielen.

Demohnerachtet, als er sich von dem ersten lebhaften Eindrucke, den die Neuheit und das Freye dieser Gesinnungen, verbunden mit dem Witze des Vortrages, auf sein jugendliches Gemüth machte, in seinem reifern Alter gleichsam wieder etwas erholt hatte: kam auch eine gewisse gemäßigte, billige Art über das Christenthum zu denken, bey ihm zurück. Er hielt die wunderbare Geschichte desselben für Fabel, und die eigenthümlichen Lehren desselben für Aberglauben: aber er sah den ächten Geist desselben

nicht für so verächtlich und noch weniger für so verderblich an, als die Französischen Encyclopädisten und ihr Haupt ihn gerne hätten überreden mögen.

2.

Unter mehrern Beweisen hiervon ist auch dieser, daß er die Reformation zu schätzen wußte, — und ob er gleich Luthern zu tief herabsetzte, doch die Vortheile nicht verkannte, welche die durch ihn veranlaßte Aenderung der religiösen Denkungsart, — in der Aufklärung, den Sitten, und selbst in dem Flor der Länder, welche solche annahmen, hervorgebracht habe. Derjenige kann nicht ganz schlecht von der Religion denken, der von einer Reinigung der Religion eine Verbesserung in dem Zustande der Menschen herleitet.

Das Verhältniß, welches er dem Protestantismus gegen das alte Römische Christenthum beylegte, eben das schrieb er dem Christenthume, in Vergleichung der jüdischen und heidnischen Religionen, zu, an deren Stelle es getreten war. Und dieser Maßstab seines Werthes ist sehr richtig. Die Einführung desselben war eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht; denn es führte vom Schlechtern zum Bessern. Dieß kann

der unpartehische Geschichtskenner nicht leugnen. Aber in seiner Fortdauer bewährte es sich noch nicht als die absolute Wahrheit und Vollkommenheit, zu welcher der Mensch gelangen soll; und es artete eben deßwegen aus, weil seine Lehrer sich und das Volk dieses überreden wollten.

3.

Aus seinen Rescripten und Verfügungen sowohl, als aus seinen Urtheilen in Schriften und Gesprächen zeigt sich, daß er über Religions-Sachen und Religions-Secten, so wie über Duldung oder die Verbesserung des Fehlerhaften in denselben, weniger mit sich selbst einstimmig dachte, als über die meisten andern Regierungs-Gegenstände; vielleicht eben deßwegen, weil es dunkle und vielseitige Gegenstände sind; — weil er mit seinem eignen Systeme nicht völlig aufs Reine gekommen war, — und sich also jedesmahl mehr an das hielt, was ihm nach den Umständen, oder in Rücksicht auf die Menschen, welche dabey mit ins Spiel kamen, billig schien, als an das, was er nach seiner eignen Ueberzeugung für wahr oder für gut ansah.

Man kann Stellen aus seinen Büchern anführen, und seine Gesellschafter werden sich ohne Zweifel Reden aus seinen Gesprächen erinnern, wo er von der christlichen Religion, ihren Leh-

tern, ihrem Einflusse, bald ehrenvolle oder doch sehr billige Zeugnisse ablegte, bald verächtlichen und wegwerfenden Tadel äußerte. Er lobt die reine Moral des Stifters des Evangeliums, und setzt ihn doch ein ander Mahl mit allen Enthusiasten, die das menschliche Geschlecht getäuscht haben, in eine Classe. Er mildert an dem einen Orte die Uebertreibung, mit welcher die Französischen Gegner des katholischen Christenthums fast alles Elend der Menschen von dem Priesterstande und dessen Lastern herleiteten: und stimmt an einem andern Orte in diese Declamationen ein, welche er mit guten Gründen widerlegt hatte.

Aehnliche Widersprüche finden sich selbst in den Maßregeln seiner Regierung, in Beziehung auf diese Gegenstände. Das eine Mahl unterstützte und beförderte er die Bemühungen zu religiöser Aufklärung des Volks, als nützlich auch zur Vermehrung der menschlichen und bürgerlichen Tugenden desselben, ein anderes Mahl schien er wieder dagegen, als gegen eine ganz gleichgültige, und auf Sitten und Wohl der Menschen ganz unwirksame Sache, kaltsinnig; und selbst als gegen Anmaßungen der Geistlichkeit zur Herrschaft über das Volk eingenommen. Bald handelte und schrieb er so, als wenn

es von Wichtigkeit für das Beste des Staats wäre, vernünftige Geistlichen in die Predigerstellen einzusetzen, und in die gottesdienstlichen Vorträge und Uebungen das Licht und den guten Geschmack des Zeitalters einzuführen. Ein anderes Mahl schien es wieder, als wenn er beydes entweder für ganz unmöglich, oder für ganz unerheblich hielte, — und man also bey der Wahl beyder, der Lehrer und der Andachtsbücher, nicht auf deren Güte, sondern lediglich auf die Wünsche und Gesinnungen des Volks sehen müsse.

Auch in Absicht der verschiedenen Parteyen, nahmentlich der Brüder-Gemeinde und der Katholiken, urtheilte er nicht immer auf gleiche Weise. Jene erklärte er zuweilen für sehr arbeitsame, nützliche Bürger, die unterstützt und deren gutes Beyspiel empfohlen zu werden verdiene; das andre Mahl betrachtet er sie als Enthusiasten, über deren Sectengeist man wachen, und deren Bekehrungssucht man einschränken müsse. Diese (die Katholiken) behandelte er von der einen Seite mit einer Toleranz, die selbst katholische Fürsten gegen verjährte Mißbräuche nicht ausgeübt haben, von der andern mit einer Partheylichkeit, die seine Besorgnisse vor den Anmaßungen dieser Kirche zu erkennen gab.

Diese Verschiedenheiten der Urtheile und der Behandlung haben ohne Zweifel einen Grund, in der menschlichen Schwachheit, welche nicht erlaubt, daß der weiseste Mensch über Gegenstände, worin bloß Wahrscheinlichkeiten Statt finden, immer gleich denke. Sie hatten beym Könige aber gewiß noch einen andern Grund, in den, während seiner Regierung veränderten, Gesinnungen und Verhältnissen jener Religions-Parteyen selbst. Der Grundsatz stand immer beym Könige unerschüttert fest, daß der Staat niemanden wegen seiner Religion verfolgen, niemanden in der Ausübung seiner Religion einschränken dürfe, daß er aber auch niemanden Proselytenmacherey und Vergrößerungsanstalten, unter dem Deckmantel der Religion, erlauben dürfe. Aber ob eine Kirche oder kirchliche Partey sich bloß durch religiöse Meinungen, oder auch durch politische Gesinnungen auszeichne, — ob sie nur die Erbauung auf ihrem eignen Wege, oder zugleich Einfluß, Macht und Reichthümer suchte: darüber war er nicht in allen Zeitpuncten seines Lebens gleicher Meinung: und er konnte auch nicht gleiche Meinung hägen, weil die Gesellschaften selbst, über die er urtheilte, ihren Geist verändert hatten. — Die ka-

tholischen Einwohner seiner Staaten, besonders Schlesiens, die im Anfange, durch den ganz natürlichen Zug der Aehnlichkeit und der Hoffnung, an das Oesterreichsche Haus geheftet waren, solange noch zwischen Protestanten und Katholiken das Andenken der alten Streitigkeiten obwaltete, und die Einverleibung Schlesiens in den Preußischen Staatskörper noch so neu war, kamen in den letzten Jahren seiner Regierung, — vermöge der allgemeinen Revolution, die während dieser Regierung in der religiösen Denkungsart der Menschen vorgegangen war, — und vermöge des Zutrauens insbesondre, welches sich das Verfahren des Königs nach und nach bey ihnen erworben hatte, zu dergleichen Ergebenheit gegen den Preußischen Scepter mit ihren Protestantischen Unterthanen, und zu mildern Gesinnungen gegen diese zurück. Die Katholiken mußten, solange sie als Staatsglieder verdächtig waren, eingeschränkt, von Aemtern, welche Vertrauen erheischen, zurückgesetzt, und in allen ihren Schritten bewacht werden. Die treuen und patriotisch gesinnten Katholiken mußten mit allen ihren übrigen Unterthanen gleich behandelt, — und durften mit keinem Zwange belegt werden. Die Brüdergemeinde hat den Geist

der Ordnung, des Fleißes, der stillen Sittsamkeit beybehalten, der sie von ihrer Stiftung an unterschied, und hat sich von den Auswüchsen einer unaufgeklärten Frömmigkeit gereinigt, wodurch sie verächtlich oder verdächtig wurde.

4.

Die Toleranz des Königs, so richtig sie als Grundsatz war, war doch als Gesinnung zu sehr mit seiner Verbachtung aller positiven Religionen verbunden, als daß sie selbst auf die Gemüther derjenigen, zu deren Gunst sie entschied, den vortheilhaften Eindruck machen konnte, welchen Billigkeit und Freyheitsliebe beym Regenten verdient. Die vorzüglichen Akte jener Duldung waren gemeiniglich mit Zeichen dieser Verachtung begleitet. Und schwerlich konnten z. B. die hartnäckigen Gegner der Verbesserungen in den Kirchengesängen sich durch die Gründe geschmeichelt finden, um derentwillen er es ihnen frey stellte, sie nicht anzunehmen. Die Menschen lassen sich Zwang beynah noch lieber als Verachtung gefallen. Zwar sollten solche Aeußerungen, seiner Absicht zu Folge, nur den Ausrichtern seiner Befehle bekannt werden, — nicht unter das Volk kommen. Aber wie ist es zu erwarten, daß, was ein geachteter Fürst, der aller

Augen auf sich zieht, in Parteysachen, welche immer ein lebhaftes Interesse erregen, verfügt, nicht von allen neugierig erforscht, und zuletzt allen bekannt werden sollte? — Indessen ist es doch ein Zug, der zu seinem Duldungssysteme selbst gehörte, und der auch die Kränkung, welche jene ohne sein Zuthun verbreiteten Aeußerungen bey den sie treffenden Parteyen verursachten, milderte, daß er, wie ich an einem andern Orte sagte, wo er absichtlich vor dem ganzen Publicum, und mit demselben redete, sich gewöhnlich gemäßigter und unanstößiger Ausdrücke bediente. Da er auch in der Kenntniß der Religionsparteyen, ihrer Denkungsart, Sitten, und Urtheile, bis in ein gewisses Detail gegangen war, zu welchem ihm seine gute Beobachtungsgabe, und seine lebhafte Einbildungskraft verhalf: so suchte er sich auch in die Stelle derselben zu setzen, und sich nach dieser ihrer Denkungsart zu bequemen, wenn er mit ihnen öffentlich redete. Es konnte ihm dieses mißlingen, wenn jene Vorstellungen unrichtig waren. Aber selbst schon der Vorsatz war etwas werth, und wenige Souverains werden ihm auch darin gleich kommen, allen Classen ihrer Unterthanen so allerley werden zu können, als Friedrich den seinigen es wurde.

Fünfte Abtheilung.

Ueber den

litterarischen Charakter

Friederichs des zweyten.

I.

Friederich hielt den Lehrer der Beredtsamkeit, den Litterator, für die Person bey einem Erziehungsinstitut, auf deren Wahl die größte Sorgfalt gewandt werden müßte, weil von ihr vornähmlich die Bildung der Verstandskräfte der Schüler abhienge. Nicht ohne Ursache glaubte er, daß in der Kenntniß der Sprachen, der schönen Wissenschaften, der Geschichte, und der besten Autoren in Prosa und Versen, aus den verschiedenen Zeitaltern in diesen Fächern, (Kenntnisse, welche den unbestimmten Nahmen der Litteratur ungefähr ausfüllen,) die Hülfsmittel zu aller Gelehrsamkeit liegen. Sachkenntnisse, welche die Gegenstände der besondern Disciplinen sind, werden leicht erlernt, wenn einmahl die Wißbegierde erweckt, und der Kopf aufgeräumt ist. Aber diese Erweckung der Wiß-

begierde, diese Aufräumung der Köpfe kann nur durch Autoren geschehen, die gefallen und rühren, und das Gefühl des Schönen erwecken, indem sie selbst das Ideal davon aufstellen. Und da sich der Schriftsteller dieser Art in keinem einzelnen Fache eine große Anzahl findet: so muß der, welcher in den Geistesproducten auf die Form derselben, auf das, was reitzen und bilden kann, sieht, dieselben in dem weiten Umfange aller Kenntnisse aufsuchen, woraus eben die unbestimmtere Gränze des Gebieths der Litteratur, und die vielumfassende Bedeutung des Worts entsteht.

2.

Seine Achtung gegen die Alten war auf gewisse Weise desto reiner und unverdächtiger, weil sie nicht die den Sprachen derselben eigenthümlichen Schönheiten, (die unbeträchtlichsten in jedem Geisteswerke,) oder die bey Erlernung dieser Sprachen überwundnen Schwierigkeiten, (das eitelste aller Geistesvergnügungen,) zum Grunde hatte. Sie war eine Folge seiner soliden, gemäßigten Denkungsart, und seines richtigen Geschmacks: und sie wuchs daher mit der Reife des Alters, und der Gesetztheit seines

eignen Gemüths. Neuere Schriftsteller haben uns einzelne Geistesvorzüge, einzelne Schönheiten der Rede, vielleicht in größerem Grade sehen lassen. Wir haben deren, in welchen der Witz, andere, in denen der Scharfsinn den Witz und Scharfsinn der Alten übertrifft. Aber diese Vereinigung, und, wenn ich so sagen darf, dieses Gleichgewicht der verschiedenen Talente, aus welchem Ruhe, Klarheit und Simplicität in einem doch gefälligen und lehrreichen Vortrage entsteht, finden wir immer noch in den ältern Weisen und ihren Schriften am meisten. Das Natürliche und Leichte war ihnen noch neu genug, um ihre Aufmerksamkeit ganz auf sich zu ziehn, und der Vorrath von Kenntnissen, den sie zu erlernen hatten, war noch so eingeschränkt, daß dadurch keine ihrer Fähigkeiten an freyer und eigner Ausübung gehindert wurde. Diese Ruhe, diese Klarheit und diese Simplicität, waren die Anlagen in dem Genie des Königs: und so wie sich dieselben mit den Jahren mehr ausbildeten, so mußte er die mit sich verwandten Geister und ihre Producte mehr lieb gewinnen.

Aber wenn er durch diese gegründete Liebe der Alten bewogen wurde, das Uebersetzen derselben als das vornehmste Mittel zur Bildung

unsrer Sprache und zur Vorarbeit für unsere künftigen Schriftsteller zu empfehlen: so wurde er durch eine mangelhafte Kenntniß der Sprachen auf einen unrichtigen Gesichtspunct geführt. Er glaubte, daß, durch die Uebertragung der Redensarten einer fremden schon verfeinerten Sprache unsre noch rohe, das erste Erforderniß, welches ihr fehlt, — angenehme und verständliche Formen für den Ausdruck einzelner Ideen-Reihen bekommen müsse. Dieses kann in wenigen besondern Fällen wirklich geschehn. In den meisten enthalten Sprachen, die, so wie die deutsche, schon so lange von einer großen, in einer ordentlichen bürgerlichen Verfassung lebenden, mit allen Verhältnissen und mit allen Künsten des gesitteten Zustandes bekannten Nation gesprochen worden sind, gerade für diese ersten, natürlichen, populären Ideen, die wir bey den Alten aufsuchen, und um derentwillen sie der König so schätzte, schon Ausdrücke genug. Es kommt nur darauf an, sie alle zu kennen, den genau passenden jedesmahl zu wählen, geschmacklose Zusätze, welche im täglichen Gebrauche vielleicht hinzugefügt werden, abzuschneiden, oder nach der deutlich bezeichneten Analogie neue noch reinere zusammenzusetzen. Selten ist es möglich, Re-

densarten aus einer fremden, noch weniger aus einer ältern Sprache, wenn sie nicht vorher schon in der unsrigen vorhanden waren, ihr einzuverleiben, ohne gerade die Deutlichkeit oder die Schönheit des Styls, welche man sucht, aufzuopfern, ohne dem Genie der eignen Sprache Gewalt anzuthun, oder die Kraft und Anmuth des fremden Ausdrucks zu vernichten.

Die meisten Uebersetzer der Alten unterliegen diesen Schwierigkeiten. Und die, welche sie überwinden, gelangen zum Ziele, nicht durch die Uebertragung der lateinischen und griechischen Redensarten und Wendungen in unsre Sprache, sondern durch ein mühsames Aufsuchen der jenen am genauesten entsprechenden, aber schon in der letztern gebräuchlichen. Also könnten diese ja auch von Original-Schriftstellern gefunden werden; also ist das Uebersetzen kein unentbehrliches Hülfsmittel zur Cultur unsrer Sprache. Nur die Uebung im Schreiben ist im Uebersetzen das Nützliche.

Ein Punct ist wahr. Eben diese, in den alten Autoren so weit von dem Genius unsrer Sprache abweichende, Art die Ideen auszudrücken, zu stellen und zu verbinden, nöthigt den Uebersetzer, der seine Pflicht thun will, seine Sprache tief

zu studiren, — alle möglichen Versuche zu mannigfaltiger Bezeichnung des nähmlichen Gedankens zu machen, die deutschen, dem Gegenstande zugehörigen, Redensarten vollständig zu sammeln und sie auf hundertfache Art zu wenden, um das Maximum der Vollkommenheit im Uebersetzen, den Punct, wo dem Genius der eignen Sprache und der Treue der Uebersetzung zugleich am meisten Genüge geschehe, zu finden. Durch eine solche fortgesetzte Arbeit dieses Studiums kann der Uebersetzer allerdings, für seine Person, sich sowohl den Reichthum seiner Muttersprache, mehr, denn durch irgend ein anders, bekannt und zu eigen machen, als auch seinen Geschmack selbst ausbilden helfen, indem er sorgfältiger unter vielen gleichbedeutenden Ausdrücken wählen lernt, und immer mit einem, auf ein gutes Muster gerichtetem, Auge wählt.

Doch dieser Vortheil nutzt eigentlich nur dem Uebersetzer selbst. Für die Nation, für ihre Sprache, ist durch eine gute Uebersetzung nur gerade so viel gewonnen, als durch jedes andre gut geschriebne Buch. — Adelung sagt zwar, — die Schriftsteller können die Sprache nicht machen, sie können sie nur geschickt brauchen: und im Ganzen scheint er mir Recht zu haben.

Aber doch verkennt oder verkleinert er über Gebühr den einen Einfluß, welchen große Schriftsteller auf die Nationalsprache haben. Er ist eben der, den alle große Geister auf die Nationalbildung haben. Ich stelle mir die Sache so vor. Der erste gute Schriftsteller eines Volks (gut in Absicht der Schreibart, wovon hier die Rede ist,) wurde es dadurch, daß er unter vielen gleichbedeutenden Ausdrücken jedes Gedankens, die alle in der Sprache vorhanden waren, und vermischt gebraucht wurden, immer den besten, an sich und in Beziehung seiner Absicht schicklichsten, wählte. Wenn er dadurch nun eine Vollkommenheit in seine Schreibart brachte, die zum ersten Mahl die Nation frappirte und ihr sehr gefiel; — wenn sein Werk überhaupt Eindruck machte, und allgemein gelesen wurde: so ward nach und nach die Wahl dieses Autors von der Nation bestätigt, die Redensarten, die er gewissen oft wiederkommenden Ideen gewidmet hatte, wurden die eigenthümlichen derselben; die von ihm verworfnen Wendungen giengen in Vergessenheit. So räumte jeder der nachfolgenden guten Scribenten den Unrath gemeiner und geschmackloser Ausdrücke von einem andern Theile der Sprache hinweg, oder sammelte einen

Vorrath schöner und schicklicher in einem andern Fache der Kenntnisse. Keiner brauchte Redensarten, die seinen Lesern fremd waren. Also waren die schon in der Sprache vorhanden. Aber die guten, welche der Zufall erfunden und der Sprache einverleibt hatte, mußten erst von dem absichtlich wirkenden Verstande des Schriftstellers gesammelt und zusammengestellt worden seyn, um die Empfindung des Vorzüglichen, in dieser Beziehung der Ideen, im Ganzen merklich zu machen, und die Leser zu einem ausschließenden Gebrauche derselben, mit Beyseitsetzung der geschmacklosen Redensarten, zu bewegen, oder sie zu einer ähnlichen Aussonderung und Wahl aufzumuntern.

Diesen Dienst nun leistet, wie ich gesagt habe, der Uebersetzer der Alten, indem er durch das Fremdartige in den Ausdrücken seiner Autoren genöthigt wird, unter allen möglichen Ausdrücken seiner Muttersprache zu suchen und zu wählen. Aber es ist ein Dienst, den jeder Original-Scribent auch leisten kann. Nur daß dieser freylich, durch die größre Leichtigkeit, für Gedanken eines deutschen Kopfs Ausdrücke in der deutschen Sprache zu finden, auch leicht verführt wird, sich von der sorgfältigern Bearbei-

tung seines Styls, und einer mühsamen Aufsuchung andrer Redensarten, als der ihm geläufigsten, und welche sich ihm zuerst darbiethen, freyzusprechen. Dafür läuft aber auch der Uebersetzer Gefahr, unnatürliche und mit dem Grundsysteme seiner Muttersprache nicht passende Ausdrücke in dieselbe einzuführen, und dadurch diejenige Gleichförmigkeit und Analogie zu stören, die einer Sprache ihre wahre Anmuth giebt.

Demohnerachtet kann das Uebersetzen der Alten, wenn man nach Vollkommenheit dabey strebt, der Sprache und Litteratur eines Volks auf eine mittelbare Weise Dienste thun, indem es zur Uebung des Styls eine Gelegenheit darbiethet, wie sie kaum irgend eine andre Art der Schriftstellerey giebt. Die Gedanken, welche der Uebersetzer der Alten ausdrücken soll, gehen von den ihm und seinen Lesern geläufigen oft weit ab. Um sie verständlich zu machen, und unverfälscht zu erhalten, wird er genöthigt, den ganzen Reichthum seiner eignen Sprache zu durchsuchen, und allen Wendungen nachzuspüren, deren ihre ursprünglichen bekannten Formen fähig sind. Dadurch bringt er zwar nichts neues in die Sprache, aber er setzt sich (wodurch viel gewonnen wird) in den Besitz alles dessen, was sie

schon enthält. Eben die Methode, eben das Studium, wodurch es ihm gelang, ungewohnte, alte Ideen einer fremden Sprache auszudrücken, eben diese wird ihn auch in den Stand setzen, zu seinen eignen neuen Ideen die passendsten, und doch dem Geiste der Sprache gemäßen Redensarten zu finden.

3.

Die Verachtung des Königs gegen Männer, welche theologische Aemter bekleiden, war ungerecht, wenn sie allgemein war; — obgleich das letztre nicht gesagt werden kann. Aber sie hatte ihren Grund in der unstreitig richtigen Meynung, daß die Theologie, als Theologie, gar keine Wissenschaft sey, daß alles, was der Gelehrteste von Gott und göttlichen Dingen weiß, nicht mehr sey, als was Vernunft und Empfindung dem Einfältigsten sagt; und daß also, wenn aus so wenigen kurzen Aussprüchen des Menschenverstandes ein weitläuftiges System gemacht werden soll, Aberglauben und Thorheiten, oder Wörterkram an die Stelle wirklicher Kenntnisse gesetzt werden müsse. — Nur achtete der König nicht genug darauf, daß die menschlichen Dinge überhaupt, und so auch ihre Kenntnisse ihre Nah-

men behalten, wenn sie ihr Wesen oder ihren Gegenstand geändert haben. Oft sind die Zwecke des menschlichen Bestrebens unerreichbar oder thöricht: aber die Mittel, welche man angewandt hat, sie zu erreichen, haben auf die wichtigsten Erwerbungen geführt. So hat das Studium der Sprachen, der Geschichte und des Alterthums keine größere Stütze unter uns gehabt, als die Begierde, die Religions-Geheimnisse zu erforschen, deren Unergründlichkeit wir am Ende eingesehen haben. Selbst die Philosophie ist durch die Streitigkeiten der Theologie, aus welchen unmittelbar so wenige nützliche Einsichten entsprungen sind, theils geübt worden, weil die Subtilität jener streitigen Begriffe die Erörterung vieler andern allgemeinen Ideen und Principien nothwendig machte, theils zuletzt auf den rechten Weg geleitet worden, weil man die Grenzen der menschlichen Vernunft, aus dem Mißlingen aller Versuche, zu einer allgemein geltenden Entscheidung zu gelangen, kennen lernte. In unsrer Nation hat keine Classe von Gelehrten den Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange so große Dienste geleistet, keine hat uns so viele vorzüglichen Schriftsteller geliefert, als die, welche, wenn es nun

seyn muß, sich zu einer Profession zu bekennen, sich nicht anders als Theologen nennen konnten. Derer, welche sich den Wissenschaften, ohne Beziehung auf irgend einen besondern Stand, oder ein Geschäft in der bürgerlichen Gesellschaft, gewidmet haben, sind unter uns Deutschen nur immer wenige gewesen. Unter den so genannten Brodstudien aber ist dasjenige, welches auf das eigentliche Lehramt, es sey für das Volk oder für die Jugend, vorbereitet, und welches die Kenntniß alter Sprachen und Geschichte als eine unerläßliche Forderung voraussetzt, ohne Zweifel mit der Litteratur und Philosophie, als bloßen Gegenständen des menschlichen Wissens, als Bildungsmitteln des Verstandes, oder als Principien der moralischen Regeln, am genauesten verwandt, und giebt den Personen, die sich ihm widmen, die meiste Veranlassung, jene Zweige der Wissenschaften anzubauen.

4.

Unter den Schriftstellern, welche Friederich sehr schätzte, und noch mehr als Mittel der Bildung empfahl, stand Bayle oben an. Es war zum Theil Dankbarkeit von ihm, daß er, sein ganzes Leben hindurch, denjenigen Männern

oder Schriften einen Vorzug gab, von welchen er zuerst Unterricht und Bildung erhalten hatte: und es war zugleich eine Folge seines festen Gedächtnisses, der Stärke der ersten Eindrücke, und der Beharrlichkeit bey einmahl gefällten Urtheilen, daß er, selbst, nachdem sein Geschmack noch mehr geläutert, seine Fassungskraft mehr umfassend geworden war, doch für seine alten und ersten Lehrer in den Wissenschaften die Achtung beybehielt, welche neuere, jenen vielleicht überlegne Producte der Litteratur oder der Philosophie ihm nicht abgewinnen konnten. Allemahl war das, welches er in jenen schätzte, etwas wirklich schätzbares, aber er verbarg sich zugleich oder er vergaß ihre Fehler. In Baylen schätzte er vornehmlich seine Dialektik — d. h. die Deutlichkeit in der Auseinandersetzung seiner Begriffe, die kurze und vollständige Gegeneinanderhaltung der Gründe und Einwürfe über jede Behauptung, die feine Aufdeckung der Schwächen in gründlich scheinenden Beweisen, kurz, diese in der That den Scharfsinn sehr bildenden Muster philosophischer Prozeßacten, die er in seinen Werken aufgestellt hat. — Da ihm aus diesem Autor zuerst die Materien bekannt wurden, worüber die Philosophie handelt, oder die Philoso-

phen streiten, da er zugleich darin eine Uebung seiner eignen Urtheilskraft in Vergleichung der Gründe und Gegengründe fand, da die Kühnheit oder die Neuheit der Meinungen, welche er oft gegen die gemeinen Grundsätze in Schutz nimmt, seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und die Gelehrsamkeit Baylens ihn, da er noch selbst weniger gelehrt war, in Bewunderung setzte: so entstand, aus allen diesen Eindrücken zusammen genommen, eine Verehrung für den Mann und das Buch, die dessen wirklichen Werth übertraf. Hätte er ihn in seinem reifern Alter zuerst gelesen, so würde er durch die Unnützlichkeit vieler seiner Untersuchungen seyn abgeschreckt, durch das Sophistische seiner Schlüsse seyn beleidiget, durch die Weitläuftigkeit seiner Erörterungen über unbedeutende, oder für den Menschenverstand längst ausgemachte Sätze, seyn ermüdet worden, und würde seine oft überflüssig angebrachte Gelehrsamkeit als Pedanterey und Anekdotensucht, verachtet haben. — Das gute Schicksal, welches Bayle bey Friederich hatte, weil er ihn wirklich kannte, aber ihn zuerst kennen gelernt, und später nie von neuem geprüft hatte: das hatten andre, wie z. B. Thomasius, durch den ersten guten Ruf, den er von ihnen

erfuhr. — Die Freymüthigkeit in der Behauptung neuer Wahrheiten, oder in der Bestreitung alter Meinungen war einer von den Hauptgründen, welche, wenn er nicht genau untersuchen konnte, seine Achtung zu einem Gelehrten oder Schriftsteller hinlenkte. Daher wurde mancher ihm schon dadurch, und nicht ohne Unrecht, empfohlen, wenn er von denjenigen verfolgt oder bekämpft wurde, die für blinde Anhänger alter, mit Aberglauben und Sectengeist verwandter, Systeme bekannt waren. Wolf wurde gewiß dadurch zuerst ein wichtiger Mann in seinen Augen, daß Frömmlinge und Orthodoxen seine heftigen Gegner waren. Seine Achtung gegen ihn war lebhaft, so lange Wolf verfolgt worden war: und sie sank, nachdem er selbst ihm Ruhe und ungestörtes Ansehn verschafft hatte.

5.

Seitdem Friederich, in der Bestreitung des religiösen Aberglaubens, ein vorzügliches, wo nicht das vornehmste Verdienst der Philosophie zu finden geglaubt hatte, beurtheilte er die Schriftsteller oft zu einseitig nach dieser Beziehung. Locke machte mehr Glück bey ihm, weil er geleugnet hatte,

daß die Unfähigkeit der Materie zum Denken zu erweisen sey, — ob dieß gleich nur ein im Vorbeygehn gesagter, und nicht durch eine genugthuende Untersuchung unterstützter Gedanke Lockes war, — als weil er die Auflösung der zusammengesetzten Ideen in ihre einfachen, durch Theorie und Beyspiele, so musterhaft gelehrt hatte, — worin doch das größte Verdienst desselben besteht. Wenigstens gedachte er Lockes niemahls, weder in seinen Schriften noch Unterredungen, ohne jenes Geständnisses Lockes, als eines Zeugnisses seines philosophischen Geistes, Erwähnung zu thun: und fast nie redete er von diesem Hauptinhalte seines vornehmsten Werks.

6.

In der Schrift des Königs sur la litterature Allemande sind selbstgedachte Urtheile mit solchen, die er nur auf Treu und Glauben angenommen hat, Wahrheiten mit Irrthümern, eine gegründete Kritik der deutschen Schriftsteller, die Beherzigung verdient, mit einem unverdienten Tadel der deutschen Sprache und Litteratur verbunden, welcher nichts in beyden zu bessern vermag.

Was von der Mannigfaltigkeit der deutschen Dialecte gesagt wird, ist ein eigner Gedanke des

Königs, aber nicht richtig. Es ist dieß nicht der deutschen Sprache allein eigen. Alle Sprachen, die von großen Nationen geredet werden, theilen sich in so viele Mundarten, als Provinzen sind, — und in noch weit mehrere, wenn man geringere Unterschiede beachtet, — indem hier (in der Sprache) wie in der ganzen Natur nirgends plötzliche Uebergänge geschehen, sondern wo weit abstehende Sprachveränderungen desselben Idioms sich finden, auch alle dazwischen liegenden Schattirungen vorhanden sind. Dieß hindert aber keines der cultivirten Völker Europens, eine allgemeine Nationalsprache und eine Büchersprache zu haben, welche in allen Provinzen verstanden, und in jeder für besser gehalten wird, als der Dialekt, welcher darin durch die Gewohnheit im täglichen Umgange herrscht. Und eine solche Büchersprache hat auch der Deutsche, zwar vielleicht noch in manchen Wörtern und Redensarten weniger bestimmt, als die schon länger cultivirten Italiänische, Französische und Englische Sprachen, aber doch gewiß nicht so schwankend, und unter den Provinzen streitig, daß ein Schriftsteller, dem es an dem Genie und den Vorübungen zu einem Werke der schönen oder der wissenschaftlichen Litteratur nicht

fehlt, in dem Ungewissen der Sprache ein Hinderniß fände, seine Gedanken für ganz Deutschland deutlich und einnehmend auszudrücken. Diese Unbestimmtheit der Schriftsprache herrscht gerade in denjenigen Theilen derselben, welche am wenigsten unter das Gebieth der Wissenschaft oder der Beredtsamkeit gehören, in den Wörtern und Redensarten, welche die Haus- und Landwirthschaft, die mechanischen Arbeiten, und die Gegenstände der Moden und des Luxus betreffen. Eben deßwegen kommen über die Benennungen dieser Gegenstände entfernte Theile einer Nation weniger überein, weil sie weniger in den Fall kommen, darüber einander ihre Gedanken mitzutheilen.

Also ein reines Deutsch ist vorhanden, und in den allermeisten Fällen erkennt jeder wohlerzogne Mensch in jeder Provinz die Redensarten, welche diesem reinen Deutsch angehören, so verschieden sie von denen seyn mögen, welche ihm im täglichen Umgange die geläufigsten sind.

Aber zwey Umstände sind Deutschland in Absicht seiner Sprache eigen, die den Fortgang seiner Litteratur, wenigstens die Ausbildung gewisser Zweige, hindern.

Erstlich, daß die Büchersprache und die Umgangssprache fast aller Provinzen noch immer in einem gewissen Abstande von einander bleiben. Wörter, deren man sich im gemeinen Leben für alltägliche Gegenstände bedient, sind nicht edel genug in der Poesie, im Drama, im Lehrbuche. Die, welche man an deren Stelle in Büchern setzt, sind in dem wirklichen Gespräche ungewöhnlich. Wenn also das Werk den Umgang selbst schildern soll: so verliert das Gemälde nothwendig entweder von seiner Wahrheit, wenn man die edlern, oder von seiner Würde, wenn man die geläufigen Worte braucht. In dieser unangenehmen Alternative befinden sich, unter allen Söhnen der Deutschen Musen, keine öfter, als die theatralischen Schriftsteller. Vielleicht ist dieß eine der Ursachen, warum die dramatische Gattung weniger unter uns hat gedeihen wollen, wenigstens immer mit Verächtern zu kämpfen hat, und nur kalte Bewundrer findet, indeß die Arbeiten des deutschen Genies, in andern Zweigen der Poesie und der Wissenschaften, mit der allgemeinen Achtung nicht nur unsrer Nation, sondern aller Europäischen, belohnt worden sind. — Dieses führt auf eine Klage, die schon oft von deutschen Schriftstellern angestellt wor-

den ist, — welche sie aber besser unterdrücken, es sey, weil sie vergeblich klagen und dem Uebel nie abhelfen werden, es sey, weil das Uebel selbst auch für sie, auch für die deutsche Gelehrsamkeit, durch große Vortheile ersetzt wird. Diese Klage betrift den Umstand, daß unsre große und feine Welt eine fremde Sprache redet, und daß also das Deutsche, als Werkzeug mündlicher Unterhaltung, nur den mittlern und niedern Ständen von den höhern Preis gegeben wird. Diese Entsagung auf den Gebrauch der Muttersprache, von Seiten der Großen, kann zwar, bey der immer wachsenden Cultur des Mittelstandes, nicht hindern, daß die Deutsche Sprache im Munde desselben, nach den wesentlichen Erfordernissen und Schönheiten einer Sprache, so wohl ausgebildet werde, als wenn sie an Höfen gesprochen würde: aber das kann sie hindern, daß diejenigen Wörter und Redensarten, welche nur dem Gespräche gewidmet sind, nicht genugsamen Adel bekommen, — daß der Theil der Sprache, welcher dem Dialogischen Styl zugehört, weniger allgemein bekannt, und gleichförmig bestimmt wird, und mehr denjenigen Abwechselungen der Dialekte unterworfen ist, welche der König der deutschen Sprache überhaupt

verwischt. — Die Bücher, und die vornehme Welt sind die beyden Vereinigungs-Puncte, in welchen die entfernten Provinzen eines Landes sich am nächsten kommen. Die Gelehrten und ihre Leser machen ein kleines Corpus in dem großen der Nation aus, aber ein solches, welches zugleich die verschiedenen Theile der letztern vereinigt. Der Adel und die Höfe machen einen andern solchen Staat im Staate aus, der zusammenhält, und eine Gleichheit von Sitten, wie von Sprache, über einen großen Raum der Erde verbreiten kann. Um deßwillen wird auch das, was Nationalsprache, was hohes, gutes Deutsch, oder Französisch u. s. w. seyn soll, durch diese beyden, — durch die Schriftsteller, — und durch die Höfe, — wo nicht bestimmt, und festgesetzt, welches Adelung leugnet, doch gewiß ausgebreitet, bekannt gemacht, und zum herrschenden Gebrauche über die Provinzial-Mundarten erhoben. In Materien und über Gegenstände, worüber beyde schweigen, — da findet keine allgemeine Mittheilung der Ideen und Sprache über die ganze Nation mehr Statt; da kann also auch keine allgemeine Uebereinstimmung seyn.

Diesen Vorzug hat demnach die Französische Sprache vor der unsrigen voraus. Denjenigen

Theil von ihr, welchen der Philosoph nicht berichtigt, oder der Dichter veredelt, den berichtigt, und veredelt der Hof. *) Und die Provinzen, durch ihre vornehmen Einwohner nach und nach eben sowohl von dem Sprachgebrauche des Hofes unterrichtet, als durch ihre gelehrten Einwohner von dem Sprachgebrauche der Denker und schönen Geister, lernen also endlich über alle Vorwürfe, die des Sprechens werth sind, was reine edle, und allgemein verständliche Sprache sey. Bey uns entscheidet kein Hof etwas über edles und und unedles Deutsch, weil kein Hof Deutsch spricht. Der Schriftsteller hat nur ein eingeschränktes Gebieth: und was also außer demselben liegt, — alles, was sich auf das alltägliche Leben und die bloße Gesellschaft bezieht, bleibt in der Gewalt des Zufalls, und modelt sich in jedem Kreise auf eine andre Art.

*) Wenigstens ist bis auf die Revolution von 1789 der Zustand der Dinge in Frankreich so gewesen, wie ich ihn beschrieben habe. Welchen Einfluß die Aenderung der Regierungsverfassung auch auf die Sprache und Litteratur dieser Nation haben werde, ist gewiß zu einer Zeit vorauszusehen unmöglich, da selbst das Staatsrechtliche bleibende Resultat dieser Aenderungen noch nicht abzusehen ist.

Dieß ist aber nicht nur den Schriftstellern hinderlich, welche Dialogen schreiben wollen, sondern allen, welche mit Witz, Laune und dem Lächerlichen zu thun haben. Denn die Gegenstände aller dieser Gattungen sind aus dem gemeinen Leben, ja oft aus dem niedrigen Theile desselben, aus den Ungereimtheiten und Thorheiten der Menschen, genommen. Aber diese Kleinigkeiten, die Lachen erregen, müssen demohnerachtet edel ausgedrückt werden können, wenn sie edle Leser und Freunde des Anstandes belustigen sollen; sie müssen auf eine, in allen Provinzen verständliche, Weise ausgedrückt werden können, wenn sie in ganz Deutschland Wirkung thun sollen. Der Adel des Ausdrucks sey bloß conventionell, oder liege in der Natur der Sache, er sey eine bloße Nebenidee, die sich hinzugesellt, oder ein Eindruck, welchen das Wort selbst macht, er ist nichts desto weniger nothwendig, um einem Werke des Witzes, einem guten Einfalle seinen gehörigen Werth und seine Wirkung zu geben. Und er ist schwerer zu erhalten, wo die Sprache, welche gemeine und alltägliche Gegenstände ausdrückt, der obersten Classe der Nation fremd ist, und von ihr also nicht diejenige Würde erhält, die, nach dem Vor-

urtheile aller Nationen, der hohe Stand demjenigen mittheilt, welchem er seinen Stempel aufdrückt.

Ein andrer, für die deutsche Sprache nachtheiliger, Umstand, der zugleich ein Fehler der deutschen Nation ist, liegt darin, daß, wenn auch das richtige Deutsch hinlänglich bestimmt ist, doch diese Sprachrichtigkeit mit zu wenig Eifer von den Ungelehrten in Gesprächen, und selbst von den Gelehrten in Büchern gesucht, und der Mangel derselben mit zuviel Nachsicht von dem Publicum geduldet wird. Der Ehrgeitz der bessern Stände unter uns ist bisher noch weniger, als in Frankreich und England, darauf gerichtet gewesen, ihre Sprache vollkommen rein und gut zu sprechen. Welches Grades von Genauigkeit, welcher Mannigfaltigkeit von Wendungen, welcher Deutlichkeit und welches Lebens zugleich der Ausdruck der Ideen in dieser Sprache fähig sey, haben einige vorzügliche Schriftsteller bewiesen. Aber diese Schätze liegen da, und werden nur von wenigen gebraucht; die Bestimmtheit und Kürze, zu der, bey einer sorgfältigen Wahl der Wörter und Beobachtung der Sprachregeln, der deutsche Styl gelangen kann, findet sich doch nur in wenigen Schriftstel-

lern, und auch in manchen nicht, welche durch die vorgetragnen Sachen lehrreich sind. Im Gespräche ist es noch etwas seltneres, ein reines Deutsch, und einen gewählten Ausdruck, der doch von Zwange frey sey, zu hören. — Unter diesen Umständen, muß nothwendig auch die Bildung der Sprache selbst, (sofern sie noch eines Fortgangs fähig ist,) zurück bleiben. So wie die Sprache das Werk der Nation ursprünglich war: so muß auch die ganze Nation gleichsam sich vereinigen, sie auszubilden. Je mehr Menschen einen Ruhm darin suchen, ihr mütterliches Deutsch gut zu reden; je mehr Menschen, auf die genaue Bedeutung und die Schattirungen der Wörter, die Verschiedenheiten der Synonymen, die Schicklichkeit der Epitheten, und die Uebereinstimmung aller Theile der Rede, in Absicht des Klangs, der Würde und des Zwecks derselben, ihre Aufmerksamkeit wenden: desto mehr werden für alle möglichen Bedürfnisse des Geistes und des Umgangs schickliche Phrasen zusammengesetzt oder gesammelt, für desto mehr Ideen wird nach und nach die angemessenste Bezeichnung aufgefunden, und desto eher wird der Reichthum und die Schönheit unsrer Sprache, welche jetzt nur wenigen bekannt ist, und also auch von we-

nigen genossen und genutzt wird, wirklich der ganzen Nation zu gute kommen, welcher die Sprache als ihr Eigenthum zugehört. — Auch hierin gehen wir einer Verbesserung entgegen: und die, welche vorgegangen ist, wird schon merklich.

7.

Ein andrer Vorwurf, den der König unsrer Sprache macht, ist, daß es ihr an metaphorischen Ausdrücken mangele. Und doch sieht er sie zugleich für wenig cultivirt an. — Aber gerade die uncultivirtesten Sprachen sind die reichsten an Metaphern. Je weniger sie auf unsichtbare und intellectuelle Gegenstände angewandt worden sind: desto mehr Bilder muß der Redner zu Hülfe nehmen, welcher über solche seine Eindrücke und Begriffe mittheilen will. Mit dem Fortgange solcher Beschäftigungen des Geistes, wird, durch die Wiederholung einer und derselben Vergleichung, die ursprüngliche Metapher nach und nach zum eigenthümlichen Ausdrucke; — und diejenige Nation muß schon lange gedacht und gedichtet, Moral und Metaphysik studirt haben, die über National-Angelegenheiten, oder über wissenschaftliche Gegenstände in einem trocknen, bilderlosen, und prosaischen Styl sich

soll ausdrücken können. So widerspricht jene Bemerkung der Theorie der Sprachen: aber sie ist auch den Thatsachen, in Absicht der unsrigen, nicht gemäß. Unsre Sprache ist reich an mahlerischen Wörtern für sinnliche Gegenstände: und sie kann also auch ihre Bilder vervielfältigen, und verfeinern, wenn sie das Geistige durch die Aehnlichkeiten mit dem Sinnlichen anschaulicher machen will. Unsre Uebersetzer haben, um die Metaphern ausländischer Schriftsteller auszudrücken, und unsre Dichter, um die von ihnen aufgefundnen Aehnlichkeiten der Dinge zu bezeichnen, nie, weder die nöthigen Wörter, noch die Wendungen in der Sprache, vermißt, wenn es ihnen nur nicht an der Imagination oder dem Sprachstudium gefehlt hat, ohne welche man in keiner Sprache bilderreich mit Verständlichkeit und Anmuth schreiben kann.

Was der König sagen wollte, ist ohne Zweifel dieses: er habe in den deutschen Schriftstellern, welche ihm in die Hände gekommen sind, so viel unrichtige und geschmacklose Metaphern gefunden, daß er vermuthe, die Sprache biethe noch für jetzt keine passendern und anmuthigern dar. Wenn dieß sein Sinn war: so hat er in der That den Fehler der Schriftsteller der

Sprache Schuld gegeben. — Oder er war auch vielleicht durch bildliche Wörter und Redensarten der Deutschen Sprache beleidigt worden, die ihm unrichtig zusammen gesetzt und auf eine ungereimte Weise übergetragen schienen. In diesem Falle klagte er die Deutsche Sprache wegen einer Unvollkommenheit an, welche allen Sprachen, auch den cultivirtesten, gemein ist.

Man kann zwischen Metaphern in der Sprache, und Metaphern der Rede unterscheiden. Unter jenen verstehe ich Ausdrücke, die, ihrem Ursprunge nach, bildlich, aber, ihrem jetzigen Gebrauche nach, und nach dem Eindrucke, welchen sie auf den Zuhörer machen, eigenthümlich geworden sind. Unter den letztern verstehe ich Aehnlichkeiten, welche der Redende selbst zuerst, zwischen dem Körperlichen und Geistigen und den Eigenschaften beyder aufgesucht hat, um Gegenstände oder Wörter der letzten Art zu erläutern. Jene Metaphern sind Theile der Sprache geworden, diese sind Verzierungen des Vortrags. Bey jenen kömmt es auf die Richtigkeit des Bildes wenig an, denn dieses ist völlig von Redenden und Hörenden vergessen, sondern nur auf die Richtigkeit und genaue Bestimmung des Begriffs, welcher dadurch eigenthümlich bezeich-

net wird. Bey diesen hingegen ist genaue Aehnlichkeit zwischen den verglichnen Dingen, und Anmuth des Bildes das ganze Verdienst. — Jene Metaphern der Sprache werden großentheils in den Zeiten der Barbarey und der Unwissenheit gemacht: denn mit Vergleichungen fängt der menschliche Verstand an zu denken, und nur durch gefundne Metaphern fängt er an sich auszudrücken. — Die Epoche, wo Cultur der Wissenschaften und des Geschmacks anfängt, muß schon eine Sprache vorfinden, und kann in den Bestandtheilen und ersten Anlagen derselben wenig ändern. Kein Wunder also, daß Spuren einer ausschweifenden oder übelgeleiteten Einbildungskraft, unnatürliche Vergleichungen, falsche oder geschmacklose Bilder, bey den metaphorischen Wörtern und Redensarten fast aller Sprachen, sichtbar werden, wenn man bis auf den vergessenen Ursprung derselben zurückgeht.

Die wirkliche Prüfung der angebautesten Sprache beweist das, was die allgemeinen Grundsätze über die Entstehung der Sprachen vermuthen lassen. Keine derselben hat vor der andern, in Absicht der Wahrheit und Richtigkeit, in den bey ihrem metaphorischen, — oder, welches einerley ist, bey ihrem ganzen morali-

schen und metaphysischen Theile, — zum Grunde liegenden Bildern und Uebertragungen etwas voraus. Oder vielmehr, wir haben nicht Recht, irgend einer Sprache vor der andern in diesem Puncte einen Vorzug zu geben, weil wir bey keiner dieses große, weite Feld vollständig untersucht haben, und einzelne Beyspicle des Bessern und des Schlechtern, des Schicklichern und des Unschicklichern in den ursprünglichen Abstammungen der Ausdrücke, sich in jeder Sprache finden lassen. Was die Französische insbesondre betrifft, mit welcher der König unsre Sprache am meisten verglich, und die er mit der besten Kenntniß der Sache über die unsrige erhob: so ist sie an seltsamen und fast unerklärlichen Bildern, in ihren gemeinsten Wörtern und Redensarten, gewiß reicher, als jede andre. Ein Mann aus dieser Nation, der über seine Sprache nachgedacht hatte, gab mir selbst ein Beyspiel davon an die Hand, welches niemanden auffällt, weil der Ursprung des Worts im Gebrauche gänzlich vergessen wird. „Ist es nicht seltsam, sagte er, daß ein so unentbehrlicher Begriff, als den das Wort Viele ausdrückt, und der in allen Sprachen sein eigenthümliches Wort und ein zu declinirendes Adjec-

tivum hat, im Französischen durch eine Metapher und ein Adverbium (beaucoup de) ausgedrückt wird? — nicht noch seltsamer, daß, da die Franzosen ein solches eigenthümliches Wort und ein Adjectivum in ihrer ältern Sprache gehabt haben, (denn moult von multus kömmt noch im Montaigne vor,) sie dasselbe haben vergessen, und mit einem so unschicklichen, in aller Absicht unzulänglichen, bildlichen haben vertauschen können. — Es ist ein Beweis, sagte mein selbst nicht unwitziger Freund, was ein witziger Einfall über die Französische Nation vermag. Jemand hat vielleicht in einem Zusammenhange, und unter Umständen, unter welchen es sehr passend oder wenigstens lustig und auffallend war, um eine Vielheit zu bezeichnen, gesagt, ein guter Fang, (un beau coup). Der Ausdruck ist in der Gesellschaft von Mund zu Mund gegangen, und ist von ihr so oft im Scherz gebraucht worden, daß er ihr endlich verständlich geworden ist. Aus dem kleinen Kreise ist er nach und nach in größre übergegangen, und hat sich zuletzt des allgemeinen Sprachgebrauchs der Nation dergestalt bemächtigt, daß er seinen ältern, bessern Vorgänger moult, aus dem rechtmäßigsten Besitze verdrängt hat. Jedes Jahr

sieht man in Paris und am Hofe solche neue Wörter und Redensarten, oft durch abenteuerliche Vergleichungen, entstehn, wovon aber nur wenige ein solches Glück machen.„

Der König, der mit der Französischen Sprache innigst bekannt war, durfte nicht mehr über den Ursprung der Wörter nachdenken, um sie sich zu erklären, sondern empfand so zu sagen ihre Bedeutung durch unmittelbares Bewußtseyn. Bey dem Deutschen, welches ihm fremder war, und bey dessen Wörtern und Redensarten er den eigenthümlichen Eindruck nicht fühlte, den sie, nicht nach ihrer Abstammung, sondern nach ihrem gegenwärtigen Gebrauche, auf den National-Deutschen machen, hatte er Muße, und fand es oft nöthig zu philosophiren, um sich den Sinn ihm unbekannter Ausdrücke und Formen aufzuklären. Daher kam es, daß er dort die Unschicklichkeiten übersah, die ihm hier auffielen, und daß, indem er die eine Sprache nach den Ideen beurtheilte, deren feine Schattirungen er durch dieselbe bey guten Schriftstellern ausgedrückt fand, die andre hingegen nach der Zusammensetzung und Abstammung der Wörter, deren Begriffe er nicht genau wußte, er den verhältnißmäßigen Werth von beyden unrichtig schätzte.

Es ist wahr, was der König behauptet, daß bey den meisten Nationen die Dichter zuerst die rohen Sprachen ausgebildet haben. Es ist sicher, daß in einer ganz vernachlässigten Sache Zwang erst nöthig ist, ehe man zum natürlichen Anstand, zum kunstlosen Schönen gelangt. Man lehrt die Kinder tanzen, damit sie gerade und artig gehen sollen. Und so muß, wie es scheint, erst durch die Fesseln des Sylbenmaßes, eine Wahl der Wörter und Wendungen nothwendig gemacht, und eine gewisse Harmonie der Zusammensetzung gleichsam erzwungen worden seyn, ehe man in der ungebundnen Schreibart freywillig, und bloß aus Liebe der Deutlichkeit oder des Nachdrucks, eine gleiche Sorgfalt auf die Sprache wendet. — In mehrern Gattungen geht die künstlichere Uebung, die mehrern Regeln unterworfen ist, vor der kunstlosern, bey welcher mehr von dem Geschmacke und der Freyheit des Menschen abhängt, vorher. Das Außerordentliche erweckt nicht nur mehr Nachahmer: sondern das Regelmäßige wird auch eher nachgeahmt. Da hingegen es schon eine durchgängige Bildung voraussetzt, wenn auch das Gemeine mit Sorgfalt und gutem Geschmacke ausgearbeitet seyn soll.

Daß unsre Nation weniger poetisch ist, als unsre südlichen Nachbarn, (denn weder fängt sie bey guten Versen so schnell und lebhaft Feuer, noch behält sie sie so lange,) daß viele unsrer Poeten zu hoch fliegen, — und also zur Bildung der Nation im Ganzen, welcher sie unverständlich sind, nichts beytragen, — daß zwischen unsrer Poesie und Prosa ein zu großer Abstand ist: dieß kann ohne Zweifel dazu beygetragen haben, auch die wahre Beredtsamkeit in der letztern zurückzusetzen. Die Fackel unsers Genies ist nicht so, wie bey den Alten, an der Flamme großer Dichter entzündet worden. Deßwegen brennt sie auch vielleicht nicht so helle.

Demohnerachtet verdient obige Bemerkung noch eine genauere Prüfung: und sie wird nach der Geschichte und Erfahrung eingeschränkt werden müssen, wenn sie vollkommen richtig seyn soll. Ich finde z. B. daß die Sprache des Homer von der des Plato so sehr verschieden ist; (an den Abstand der Zeit nicht zu gedenken,) daß kaum diese durch jene hat vorbereitet werden können. Die Tragiker der Griechen sind noch weit mehr vom natürlichen Ausdrucke entfernt, noch weit unschicklichere Gegenstände der Nachahmung für die Prosaisten. — Wenn die

Dichter, bey diesem Stammvolke aller Gelehrsamkeit und Litteratur, zur Bildung der Nationalsprache beygetragen haben: so ist es mittelbar auf dem Wege geschehn, welchen ich zuvor angedeutet habe, — indem sie auf Schönheit der Rede zuerst die Aufmerksamkeit der Griechen richteten, die erste Empfindung bey ihnen für Unterhaltung des Geistes, durch das Werkzeug der Sprache, erweckten, und die zwanglosere Harmonie der Periode durch die gebundnere des Metrums vorbereiteten. — Bey den Franzosen sind die großen Dichter mit dem Anbruche des Zeitpunkts erschienen, da ihre Sprache sich fixirte. Corneille ist die Gränze, über dessen Zeitalter hinaus das veralterte Französische anfängt. Racines Sprache ist schon völlig modern. Von diesen Meistern der dramatischen Dichtkunst hat die Nation allerdings mehr Unterricht, als von ihren Philosophen, in den Sachen des guten Geschmacks und der Schreibart, erhalten, weil solche allgemeiner bekannt, und mit größerm Enthusiasmus bewundert worden sind. Aber im Grunde war Pascal, ihr erster reiner Prosaist, schon gebildet, da jene erschienen. Und Fenelon und Bossuet bildeten gemeinschaftlich mit den gleichzeitigen Dichtern, nicht

nach dem Muster derselben, die Französische Sprache aus. — Englands bewundertste Dichter, Shakespeare und Milton, giengen der eine lange, der andre kurz vor dem Zeitpunkte seiner ersten classischen Prosaisten vorher. Aber auch die Schönheiten der erstern fingen erst dann an der Nation einzuleuchten und sie zu begeistern, da die Addison und Steele, in der reinsten und anmuthigsten Prosa, diese Schönheiten zergliederten. — Bey uns ist gleichfalls der Vorrang des Alterthums zwischen der poetischen und prosaischen Cultur der Sprache, — die Frage, ob die Dichter unsre ersten Lehrmeister, oder selbst Lehrlinge unsrer ältern Philosophen waren, ob unser Verstand durch Geschmack, oder unser Geschmack durch den Verstand und durch Wissenschaft sey gebildet worden, sehr schwer zu entscheiden. Liskov, ein vergeßner aber guter Schriftsteller, schrieb eine ungemein reine und geistvolle Prosa, als Haller und Hagedorn die ersten Verse schrieben, die mit ungestörtem Vergnügen von allen Deutschen gelesen werden.

Aus der Vergleichung mehrerer Völker und Sprachen erhalten wir, glaube ich, folgendes Resultat. — 1. Daß die Cultur von der Imagination anfange, und dann zum Verstande über-

gehe; daß die Dichter die ersten Lehrer und Schriftsteller der Völker, und Redner, Historiker und Philosophen erst ihre Nachahmer und Schüler sind: — das ist wahr von der Nation, welche zuerst die Wissenschaften angebaut, nicht eben so wahr von denen, die sie von andern überkommen haben. 2. Die Werke großer Dichter sind mehr fähig, allgemeinen und starken Eindruck auf das Ganze der Nation zu machen, als die Werke der Philosophen, Geschichtschreiber und Redner: und der Geschmack, den sie verbreiten, faßt also tiefere Wurzeln, und erstreckt sich über eine größere Oberfläche. 3. Da zur Schönheit der Schreibart in jeder Gattung diejenigen Talente in mittlerem Grade gehören, deren Vereinigung im höchsten das große dichterische Genie ausmacht, — besonders Einbildungskraft und Gefühl für Harmonie: so werden Meisterstücke der Poesie, wenn sie allgemeine Bewunderung erregen, auch das schlafende Talent zu andern Gattungen der Rede in der Nation erwecken; — so wird da, wo Dichterfeuer, und ein musikalisches Ohr einer Nation zu Theil geworden sind, oder wo beyde sich durch vorzügliche Muster zu erkennen gegeben haben: auch Beredtsamkeit in allen Arten des Styls sich leich-

ter einfinden. 4. Die Sprache wächst, bildet sich aus und reift durch einen unmerklichen, und von keinem Philosophen noch hinlänglich erklärten Fortgang. Schriftsteller, Dichter und Prosaisten tragen das Ihrige dazu bey. Aber auch ohne sie, und von ihnen unabhängig, geht die Sprache ihren unaufgehaltnen Schritt fort, und gelangt, nach unaufhörlichen Veralterungen ihrer Theile, endlich zu einem Ziele, wo sie unsterblich und unveränderlich scheint. Hundert Jahre sind schon seit diesem Zeitpunkte in Frankreich verflossen, und die Schriftsteller, die mit ihm zugleich erschienen sind, haben noch keinen Rostfleck des Alterthums in ihrer Schreibart. 5. Beynah erst dann, wenn die Sprache, auf diesem ihrem Wege, von selbst, und bloß durch die allmählig fortgehende Cultur der Nation, nahe am Ziele ihrer Reife angelangt ist: erst dann können die Dichter und Prosaisten erscheinen, welche auf die Nachwelt übergehen, und einen dauerhaften Ruhm erhalten. Dann können aber auch, wenn die Nation ihre Cultur an die Gelehrsamkeit und Litteratur älterer Völker knüpft, nicht selbst die Litteratur und Wissenschaften erfindet, Dichter, Redner und Geschichtschreiber zugleich bey ihr entstehn: ja nach dem

verschiednen Genie und Charakter der Nationen, kann bey der einen der nüchterne, trockne Vortrag der Vernunft zuerst zur Vollkommenheit gelangen, und den noch rohen Geschmack oder das wilde Feuer des Dichters veredlen und ausbilden helfen, dahingegen bey der andern die Dichter an der Spitze der Nationalbildung stehn, und die todte Masse schlafender Geisteskräfte, zuerst durch das Feuer ihrer Einbildungskraft oder den Zauber ihrer Harmonie beleben. 6. Die Dichtkunst ist eines der größten Mittel zur National-Cultur: aber sie ist nicht das einzige; — und in einem schon sehr erleuchteten Zeitalter kann eine Nation, wie es die Deutsche vielleicht wirklich gethan hat, sich bis zur völligen Gleichheit mit ihren Nachbarn erheben, ohne daß man den Weg so regelmäßig durch classische Werke bezeichnen kann, auf welchem sie von der schönen Litteratur zur ernsthaften, und von den Uebungen der Einbildungskraft zu denen der Vernunft übergegangen ist.

8.

Ein andrer und eigner Gedanke des Königs ist: daß die Verwüstungen, welche Deutschlands Kriege seit anderthalb hundert Jahren in diesem

Lande anrichteten, in Vergleich mit denen, welche Frankreich und England in ihren Kriegen erfuhren, auch die Künste und die Wissenschaften, so wie den Ueberfluß in jenem Lande, mehr, als in diesen, zurückgesetzt haben. — Es ist richtig, daß die Kriege Deutschlands, während dieses Zeitraums, und fast zu aller Zeit, in dem Herzen dieses Landes wütheten, — weil sie fast immer zugleich zwischen Gliedern dieses Staats, als Haupt- oder als theilnehmenden Parteyen, geführt wurden, und also in bürgerliche Kriege ausarteten; dahingegen Frankreich, nach den Unruhen der Ligue und Fronde, und England, nach dem Kriege zwischen seinem Könige und seinem Parlemente fast nie eine seiner Provinzen durch einen auswärtigen Feind hat verwüsten gesehen, und den Krieg nur durch die Aufopferungen von Geld und Menschen, oder durch vorübergehende Einfälle in seine Gränzen hat kennen lernen. Unter jenen verwüstenden Kriegen Deutschlands stehet der dreyßigjährige Krieg oben an. Aber der Streit zwischen dem Stolze Ludwigs des vierzehnten und der Freyheitsliebe der Deutschen Fürsten wurde auch größtentheils auf deutschem Boden, und auf Kosten deutscher Provinzen, ausgefochten. Auch unser Jahrhundert hat langwie-

rige und blutige Kriege aufzuweisen, welche alle Winkel Deutschlands gleichsam durchsucht und verheert haben. — Solche Kriege lassen allerdings in den Verwüstungen, die sie anrichten, mehr Muthlosigkeit zurück, als durch den militärischen Geist, welchen sie erwecken, die Lebhaftigkeit des Genies oder der Fleiß des Gelehrten aufgemuntert wird. Und wenn also auch eine Nation, mitten unter Kriegen, die sie auswärts führt, so kostbar sie ihr auch an aufgewandtem Blute und Schätzen seyn mögen, sich doch, wie die Französische wirklich gethan hat, zur höchsten Cultur ihrer Sprache und zu den schönsten Producten des Genies erheben kann, — ja vielleicht selbst durch den National-Ruhm, der von Siegen herrührt, auch in den Anstrengungen ihres Geistes und ihrer Industrie gehoben und unterstützt wird: so findet doch diese Unschädlichkeit, oder dieser Nutzen der Kriege, bey derjenigen Nation nicht Statt, die nicht nur selbst unter den Waffen, sondern immer auch von feindlichen Waffen umgeben ist, und die nicht nur die Anstrengungen des Krieges, sondern auch alle Unruhen und alle Unfälle desselben zu ertragen hat.

So wahr es ist, daß Deutschlands Lage, in dieser Rücksicht, von der seiner Nachbarn sehr ver-

schieden, und weit unglücklicher bisher gewesen ist, als die ihrige: so bleibt es doch noch zweifelhaft, ob darin eine der Hauptursachen liege, wodurch der Fortgang der Deutschen Litteratur, um ein halbes oder ganzes Jahrhundert, gegen den ihrer mittäglichen und abendländischen Nachbarn, ist verspätet worden. Zuerst: Es war nur deutsche Litteratur, — nicht Gelehrsamkeit überhaupt, — welche uns bis gegen die Hälfte dieses Jahrhunderts mangelte. In dieser letztern haben wir mit den südlichen Nationen Europens fast immer gleichen Schritt gehalten, und wenn gewisse Zweige bey diesen mehr geblüht haben, so sind wechselsweise andre bey uns besser gediehen. Aber der schlimme Einfluß der Kriege erstreckt sich auf die Wissenschaften überhaupt, nicht auf den Anbau der Sprache und der Original-Werke insbesondre. Sind jene, trotz allen Verheerungen des dreyßigjährigen und der folgenden Kriege, nie in Deutschland erstickt, ja nicht einmahl verzögert worden: so würden auch diese, aller Hindernisse ohngeachtet, erschienen seyn, wenn die übrigen Umstände der Zeit ihnen günstig und der Geist der Nation reif dazu gewesen wäre. Ja selbst diese Original-Werke des Genies, weil sie weniger Fleiß, als die Producte der Gelehrsamkeit, aber einen

desto lebhaftern Flug der Imagination, eine Erhebung der Seele verlangen, können am ersten mitten unter dem Geklirre der Waffen, und selbst unter dem Anblick von Tod und Blutvergießen, gelingen.

9.

Ich kann als ein ehrlicher Deutscher, dem die Wahrheit noch lieber, als der Ruhm seines Vaterlandes ist, unmöglich umhin dem Könige recht zu geben, wenn er sagt, daß wir, was die Dichtkunst und schöne Litteratur betrifft, hinter den Ausländern zurück sind. Wenigstens ist es z. B. von der dramatischen Dichtkunst unstreitig, daß wir weder Tragödien noch Komödien haben, die von der ganzen Nation so allgemein und so lebhaft geschätzt würden, als die Franzosen ohne Unterschied ihren Racine und Moliere, oder die Engländer ihren Shakespeare schätzen. Entweder sind also die Schriftsteller in diesen Gattungen noch nicht erschienen, welche fähig waren, einen bleibenden und starken Eindruck auf das Gemüth aller Deutschen zu machen: oder die Nation selbst ist nicht aufgelegt, einen sehr lebhaften oder einen bleibenden Eindruck von Werken des Genies zu empfangen,

oder an dem glücklichen Fortgange ihrer Dichtkunst Theil zu nehmen: welches letztre selbst aber ein Beweis seyn würde, daß für diese Gattung der Geisteswerke die Talente nicht in so reichem Maße der deutschen Nation von der Natur zugetheilt wären, weil es ihr an der starken Empfindlichkeit für die Schönheiten derselben Gattung fehlt, worin vielleicht der erste Saame der Talente liegt. Der Geschmack begleitet nothwendig das Genie, und hält mit demselben in einer Nation gleiche Schritte. Der Enthusiasmus, mit welchem Werke andrer bewundert werden, muß die Begeisterung vorbereiten, welche eigne hervorbringt.

Vielleicht trägt hier ein National-Fehler dazu bey, den man bey den gesetzten und standhaften Deutschen am wenigsten vermuthen sollte. Sie sind zu begierig die neuen Producte des Genies aller Nationen kennen zu lernen, daß sie sich nicht genug bey den alten ihrer eignen großen Dichter verweilen. Was also im theatralischen Fache, und in allen den Fächern, welche für das allgemeine Publicum gehören, auch großen Eindruck bey seiner Erscheinung gemacht hat, wird doch in Kurzem von Neuigkeiten verdrängt. Der Ruhm desselben hat nicht Zeit sich

in der Nation festzusetzen. — Es ist in der That zu beklagen, daß nicht die besten Werke unsrer schönen Geister, besonders im dramatischen Fache, durch die Kritik gesichtet, irgendwo gesammelt sind. Viele derselben, wenn sie jetzt von neuem wieder der Nation vorgelegt würden, fänden vielleicht Richter, die ihren Werth fester und genauer bestimmten, und es dadurch einem Vertheidiger der deutschen Litteratur leichter machten, wenn er von einem Ausländer oder von einem Friederich gefragt würde, welches die classischen Werke im dramatischen Fache wären, ihm diejenigen zu nennen, welche allgemein von der Nation dafür anerkannt werden.

Was die Bildung unsrer Sprache betrifft, so ist an dem Wesentlichen derselben nicht zu künsteln. Die Versuche dazu sind zwecklos, sie sind unnöthig, und sie würden, wenn sie gelängen, schädlich seyn. Sie sind zwecklos, weil sich die Sprache eines Volks nicht nach der Willkühr oder der Einsicht irgend eines Mannes, auch nicht des größten Genies oder des größten Königs, richtet; sondern die gesammelte Wirkung der Einsichten, Denkungsarten, Launen und Irrthümer aller Jahrhunderte ist, während wel-

cher die Nation bestanden und diese Sprache geredet hat, und aller der Millionen von Menschen, woraus sie besteht. — Sie sind unnöthig, weil alle Endzwecke, die man durch eine Sprache zu erhalten sucht, Belehrung des Verstandes, Ergetzung der Einbildungskraft, angenehme Kitzelung deutscher Ohren durch unsre Sprache so, wie sie ist, erhalten werden können, wenn nur der Schriftsteller sie zu brauchen weiß. — Jene Versuche würden endlich schädlich seyn, weil sie die Analogie der Sprache, einen ihrer größten Vorzüge, weil sie das Werk der Natur und der Zeit, wofür man jede Sprache ansehen kann, der Willkühr und den Einsichten eines oder weniger Menschen unterwerfen, weil sie endlich immer neuen Veranderungen, zu welchen die Deutschen nur allzusehr geneigt sind, Thür und Thor öffnen würden.

Der König hat wieder unstreitig Recht, wenn er sagt, daß Klarheit und Leichtigkeit die erste Eigenschaft des Styls ist, — und daß diese unsern Autoren vergleichungsweise fehlt. Auch von unsern guten Autoren schreiben mehrere schwer. Nur ein geringer Theil verbindet den Reichthum und die Neuheit der Gedanken, welche nöthig ist, um denkende und unterrichtete

Leser zu befriedigen, mit derjenigen Leichtigkeit der Schreibart, welche der Menge zum Verstehen eines Autors unentbehrlich ist, und welche auch dem Gelehrten den Unterricht erst recht reitzend macht. Es scheint, es giebt unter uns Deutschen der Genies mehr, welche durch eine hervorstehende Fähigkeit glänzen, als welche durch Vereinigung aller in einer mittlern Proportion durchaus angenehm werden. Und gerade diese Helle und Leichtigkeit des Styls, die uns z. B. bey einem Cicero, oder Buffon und Fenelon so sehr einnimmt, entsteht aus der Mischung und dem Gleichgewichte vieler Talente, der Imagination mit dem Verstande, des Witzes mit dem untersuchenden Scharfsinne. Unsre philosophischen Köpfe werden leicht zu tiefsinnig und zu abstract; unsre an Ideen reichen Köpfe sind zu gedrängt in ihrem Vortrage, und ermüden; Männer von bilderreicher Einbildungskraft fallen in einen allegorischen und beynah hieroglyphischen Styl. Selbst der Witz wird bey uns zu sehr zugespitzt, und gute Einfälle werden zu räthselhaft ausgedrückt. — Allerdings mag etwas an dem kältern Blute und den minder beweglichen Lebensgeistern des nördlichen Clima liegen. So wie der Körper unter diesem Himmel eben so ge-

sund, und stärker werden kann, als der Körperbau von Menschen in mildern Gegenden, aber doch dazu eine Abhärtung nöthig hat, und sich gewisse Anstrengungen geben muß, welche die von der Sonne gleicher erwärmten und belebten Organen der Südländer nicht bedürfen: so ist auch unser Geist, zwar durch Arbeit, aller der Vollkommenheit, und in Rücksicht auf tiefdringende Einsicht, vielleicht einer noch größern fähig, als der Geist der Einwohner in Ländern, welche die Natur mehr begünstigt hat; aber zugleich trägt er doch auch die Spuren der größern Anstrengung, durch welche er die Trägheit des Bluts hat überwinden, der mühsamern Arbeit, durch welche er sein sparsameres Feuer hat erwecken und anflammen müssen. Ein leicht gefaßter Begriff nimmt auch den leichtesten Ausdruck an. Aber Gedanken, welche mit Mühe gefunden worden sind, werden doch wieder mit einiger Schwierigkeit mitgetheilt. — Die Natur indeß vergütet bey ihren Geschöpfen jeden Mangel, den sie veranlaßt, durch eine andre Wohlthat. Wenn sie uns das schnelle Zuströmen glücklicher Einfälle versagt, und uns unsre geistige Ausbildung mühsamer gemacht hat: so hat sie uns eben dadurch zu einem mehr ausdauernden Nachdenken, und zu einer lang-

samern Untersuchung der Dinge genöthiget, bey welcher die Wahrheit eher gefunden wird.

Es ist aber dieser Mangel von leichter Deutlichkeit im Vortrage nicht bloß die Schuld des Temperaments der deutschen Nation, sondern zum Theil Folge eines falschen Geschmacks unter ihren Gelehrten, einer nicht vollendeten Bearbeitung der Werke von Seiten der Schriftsteller, und einer nicht genugsamen Sorgfalt im Gebrauche der Sprache.

Es sind zu viele unter uns, welche sich vornehmen, durch das Außerordentliche zu gefallen. Das sind entweder diejenigen, welche sich nur einen einzigen großen Schriftsteller zum Muster nehmen, und denselben mit allen seinen Fehlern und Eigenheiten nachahmen. Oder es sind solche, die, entfernt vom Umgange mit der Welt, sich selbst nur durch Bücher und einsames Nachdenken ausbildend, gänzlich ihrem einseitigen Hange folgen, und nicht, durch die Mischung andrer Denkungsarten und Charaktere, das Heterogene in dem ihrigen mildern und verbessern. Ueberhaupt ist es der feine Umgang, welcher den leichten Styl am besten ausbildet: und indem unsre Gelehrten diese Schule weniger, als die Französischen, zu besuchen Gelegenheit hat-

ten, sind sie auch in den Vorzügen der Schreibart, welche dieselbe übt, hinter diesen zurückgeblieben. Die mündlich mitgetheilten Ideen müssen deutlich seyn, weil sie auf der Stelle verstanden und beantwortet werden sollen. Der Widerspruch derer, mit welchen man redet, oder die Verschiedenheit der Meinungen in einer Gesellschaft geistreicher Menschen, hindert jeden einzelnen, dem Eigensinne seines Genius, oder seiner Laune zu viel nachzugeben, und in Gedanken oder Ausdruck von der Mittelstraße der Verständlichkeit und des einfachen Geschmacks zu weit abzuweichen.

Der Fehler der Schriftsteller, welcher aus dieser Quelle entsteht, ist mehr ein zufälliges Unglück. Aber ihre Schuld ist der, welcher aus der nachlässigen Bearbeitung ihrer Werke, aus dem Mangel der letzten Hand an denselben, herkömmt. Und diese nachlässige Arbeit, diese fehlende letzte Hand ist in der That auch an den Werken unsrer guten Meister sichtbar. Unsre Schriftsteller achten ihr Publicum nicht so hoch, wie die unsrer Nachbarn, vielleicht mit Recht, weil auch sie vom Publicum nicht so mit Aufmerksamkeit und Achtung belohnt werden, wie diese. Aber woher auch der Fehler seinen Ursprung nehme: er ist

vorhanden, und er hat für unsre Litteratur schlimme Folgen. Die Natur unsers Buchhandels trägt dazu bey, da sie, zu gewissen bestimmten Zeitpuncten des Jahrs, die Vollendung der Bücher verlangt, welche verkäuflich seyn sollen. Die Menge der Hände, die nach dem litterarischen Lorbeer jeder Art greifen, macht, daß die Geschwindigkeit dem Genie zu Hülfe kommen muß, wofern man nicht von seinen Rivalen übereilt seyn will, wenn man auch nicht von ihnen übertroffen wird. — Aber die völligste Deutlichkeit, diejenige Helle in den Begriffen, die zugleich die Fassung derselben leicht macht, ist immer das letzte Ziel, zu welchem wiederholtes und lange fortgesetztes Nachdenken am spätesten gelangt. Ein neuer Gedanke, in der ersten Gestalt, in welcher er sich unserm Gemüthe darbiethet, hat gemeiniglich etwas so Eigenthümliches von unsrer Lage oder von unsrer Laune, oder hat noch so viel beygemischtes Unwahres und Halbverstandnes, daß er, in dieser Form dem Publicum vorgelegt, nur den, dem Autor am Geiste ähnlichen, Lesern einleuchtet, und bey keinem andern einen ganz ungehinderten Eingang findet. Oft sind es auch nur Blicke, die ungewiß und zweydeutig den entfernten Gegenstand dem Autor zeigen, und daher dem

Leser, in diesem Schimmerlichte mitgetheilt, wenn er nicht zufällig den gleichen Gesichtspunct faßt, vollkommen dunkel bleiben. — Aber je öfter ein scharfsehendes Auge auf denselben Fleck zurückkehrt, wo es etwas zu entdecken glaubt, desto bestimmter und deutlicher wird es den Umriß des Gegenstandes angeben können. Der glückliche aber paradoxe Einfall bildet sich durch wiederholte Betrachtung in einen richtigen und einleuchtenden Gedanken um. Die Einschränkungen werden zu dem Satze hinzugefunden, die unnöthigen Auswüchse werden abgeschnitten: und so kömmt endlich das Product unsers Geistes zu seiner reifen und zugleich ganz natürlichen Gestalt, die eben deßwegen die allen Menschen gefälligste ist.

Was aber zur Deutlichkeit, von der wir hier reden, mehr, als alles, beyträgt, ist diese sorgfältige Bearbeitung, gewandt auf den Gebrauch der Sprache. Der Styl hat, wie Helvetius mit Rechte sagt, nur diese einzige Vollkommenheit, — Deutlichkeit. Alle andern Vorzüge, welche wir dem Style zuschreiben, gehören den Ideen. Aber daß diese Ideen sich in dem Ausdrucke, wie in einem klaren polirten Spiegel, ganz rein und unverfälscht abbilden, dieß ist Pflicht und

Verdienst des Schreibers: und es kann durch nichts anders erhalten werden, als durch die genaue Absonderung der Synonymen nach ihren feinen Schattirungen, durch die Zusammenordnung lauter solcher Wörter in jedem Satze, die auch in diesen ihren kleinsten Schattirungen zusammenpassen, durch die genaueste Beobachtung der grammatischen Ordnung, und durch die geschickte Abtheilung der Glieder des Perioden, kurz durch die Vereinigung aller Forderungen der Sprachrichtigkeit mit denen der philosophischen Wahrheit oder der dichterischen Schönheit.

So viel ist wenigstens gewiß, daß Friedrich, wenn er den hohen Grad der Deutlichkeit, welcher Fürsten, und allen, die ohne alle Anstrengung ihren Geist rühren oder unterhalten wollen, die Französischen Schriftsteller so angenehm macht, in den unsrigen vermißt, er unsre Studirenden auf einen Punct aufmersam macht, der in allen Producten des Geistes einer der wichtigsten ist, und in Hinsicht dessen wir, was die Schreibart betrifft, noch Fortschritte machen können.

10.

Ich höre den König mit Wohlgefallen, allenthalben, wo er nach seinen eignen Empfindungen, nicht nach andrer Meinungen urtheilt;

und er hat dann gemeiniglich Recht. Was er lobt, ist gewiß in der Rücksicht, in welcher er es lobt, gut. Was er tadelt, ist nicht immer schlecht: weil sein Tadel zu allgemein ausgedrückt ist, und sich daher oft weiter erstreckt, als diejenige Kenntniß, welche er durch eigne Untersuchung erlangt hatte. Wenn er der Komödie des Postzuges einen höhern Rang eingeräumt hat, als ihr der geschmackvollste Theil der Nation anweist: so ist es bloß, weil er zu wenige Vergleichungspuncte hatte, das Maß ihrer Vollkommenheit zu bestimmen. Er fand Züge von Natur und Wahrheit in diesem Lustspiele, welche jeder Leser darin entdeckt, und da er zugleich alles deutlich und nichts durchaus anstößig fand, da er unsre vollkommnern dramatischen Werke nicht kannte, und von denen, welche er versucht hatte, vielleicht durch einige Dunkelheiten oder Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers abgeschreckt worden war: so erhob er, in dem Verlangen, uns Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wo er etwas gutes fände, das Mittelmäßige zum Meisterstücke. Die Vorzüge und die Mängel des königlichen Geistes, (denn wenn man von Menschen redet, so kann man nicht auf eine wahre und edle Art loben, ohne zugleich von Mängeln

zu reden,) sind bey solchen Urtheilen in gleichem Grade sichtbar. Sie sind also unterrichtend in Absicht seines Charakters, wenn auch nicht lehrreich in Absicht des Gegenstandes. Er hatte eine sehr richtige Beurtheilungsgabe in Dingen, welche er kannte: aber er hatte nicht immer ein deutliches Bewußtseyn von den Gränzen seiner Kenntnisse. Und dann gesellte sich zu dieser Unwissenheit ein gewisser Stolz des Geistes, das, was ihm unbekannt geblieben war, immer für geringer zu halten, als das, was er in derselben Gattung hatte kennen lernen. Berühmt seyn sollende Namen, die ihm fremd waren, schienen ihm beynahe lächerlich. — Bey der Wißbegierde, deren er sich bewußt war, und den Gelegenheiten, welche er vor tausenden voraus hatte, merkwürdige Dinge kennen zu lernen, konnte es ihm vielleicht schon als ein Beweis von dem geringen Werthe eines Menschen oder eines Werks vorkommen, daß sie noch nicht bis zu ihm durchgedrungen waren. — Dieser Hang seines Geistes verursachte also eben so natürlich, daß er das, was ihm zufällig unter vielen Dingen seiner Art bekannt geworden war, wenn es wirklich einiges Verdienst hatte, über Gebühr erhob, als er ihn verführte, die ganze Gattung,

die er nur nach solchen Proben beurtheilte, unter ihren wahren Werth herabzusetzen. — Er hatte außer Quandt wenige andre Prediger gehört. Quandt hatte ihm mit Recht, wegen seiner richtigen Declamation und seiner körperlichen Beredtsamkeit, gefallen. Er argwohnte nicht, daß ein Rednertalent, welches größer wäre, als das, welches auf ihn Eindruck gemacht hatte, in der Nation vorhanden, und ihm verborgen geblieben seyn sollte. Er erhob also Quandten ohne Bedenken zu dem ersten Redner unter den Deutschen. Gellert hatte durch eine wirklich schöne Fabel, die er ihm aus dem Gedächtnisse mit Nachdrucke vorgesagt hatte, (denn nachdrücklich und im Accent richtig war Gellerts Declamation, wenn auch eintönig,) fast zuerst sein Vorurtheil gegen die Deutsche Sprache und Dichtkunst überwunden. Vom dem Augenblicke an war Gellert der einzige Deutsche, der, wie er sich gegen mich selbst ausdrückte, zur Nachwelt gelangen würde, weil er zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieser mit wirklichem Glücke gearbeitet habe. Sein Vorurtheil widerstand also niemahls seinem richtigen Gefühle. Aber er urtheilte zuweilen vom Ganzen, wo er nur Gelegenheit gehabt hatte, einen Theil durch eigne Beobachtung kennen zu lernen. So

war der Postzug unter den wenigen Deutschen Theäterstücken, auf die er das Auge geworfen hatte, ohne Zweifel das vortrefflichste. Daß es das beste der Deutschen dramatischen Dichtkunst sey, war ein zu allgemeiner Ausspruch, nach eingeschränkten Kenntnissen der Thatsachen.

11.

Wenn der König die Art des Studirens und des Unterrichts in unsern öffentlichen Erziehungsanstalten, auf Schulen und Universitäten, tadelt, so stimmt er zum Theil mit den Bemerkungen unsrer aufgeklärtesten Pädagogen überein: in andern Puncten verwechselt er gelegentliche Mißbräuche mit allgemeinem Gebrauche, und urtheilt von der Erziehung unsrer Gelehrten eben sowohl zu nachtheilig, als von den Fortschritten der Gelehrsamkeit. Wenigstens sind die Mängel unsrer Lehr-Institute nicht die Ursachen, warum die National-Litteratur, und besonders die schönen Wissenschaften der Deutschen, noch nicht, wie der König glaubt, sich mit den Werken ähnlicher Gattungen bey den Franzosen und Engländern messen dürfen: denn die Erziehung dieser ist bisher um nichts besser, — ihre Methoden sind noch pedantischer, und ihre Lehrbücher fehlerhafter gewesen, als die unsrigen.

Ich kann mich irren. Aber die Reform, welche der König in dem wissenschaftlichen Unterrichte auf Universitäten wünscht, scheint mir schädlich, und das Uebel, über welches er klagt, in gewisser Rücksicht ein Gut zu seyn. Er glaubt, daß es an einer gewissen, allgemeinen und gleichförmigen Methode im Vortrage jeder Wissenschaft fehle, die, nachdem sie durch Einsicht und Erfahrung der klügsten Lehrer für gut erkannt worden, zur Richtschnur für alle die übrigen dienen müsse. Er sieht diese Freyheit jedes Docenten, sich seinen Plan des Unterrichts, — in der Wahl der vorzutragenden Wahrheiten sowohl, als in ihrer Anordnung, selbst zu machen, bey der Mittelmäßigkeit so vieler Lehrer, und der verschiednen Denkungsart aller, für einen Grund von seichter Belehrung, oder von Verwirrung der Gemüther bey den Lernenden an.

Das Uebel ist unstreitig. Aber die Cur desselben würde ein noch größeres veranlassen. Nichts scheint mir untauglicher für einen guten Unterricht, als irgend eine Normalmethode, wenn es auch die vortrefflichste wäre, irgend ein autorisirtes Lehrbuch, wenn es auch den ersten Mann in dieser Wissenschaft zum Verfasser hätte. Abgerechnet, daß überhaupt das Selbst-

denken, wovon der König, mit Recht, als von dem edelsten Zwecke des Studirens redet, durch nichts so sehr befördert wird, als durch Mannigfaltigkeit der Ideen und der Methoden, und durch nichts so sehr erstickt, als durch Einförmigkeit derselben, so wird auch das bloße Beybringen erlernter Wahrheiten, die der Zögling vor der Hand hinwiederum nur seinem Gedächtnisse einprägt, nie dem Lehrer so gut gelingen, wenn er dem Gesichtspuncte und der Denkungsart eines andern bey seinem Vortrage folgen soll, als wenn er sich seinem eignen Genie und seiner Neigung überlassen darf: — am wenigsten, wenn dieser andre ein größrer Mann ist, als er selbst. Zuletzt kömmt alles bey der Erziehung, und beym Unterrichte, wie bey allen praktischen Sachen, auf die Art und Weise, — auf das Wie der letzten Ausführung an, und das bis ins Unendliche gehende Detail dieser Ausführung läßt sich in keiner Sache durch Regeln angeben, und wird immer durch die individuellen Eigenheiten des Geistes und Charakters des Menschen, welchem sie anvertraut ist, bestimmt. Bey dieser Ausführung thut, in Sachen des Unterrichts, der Lehrer, sogar durch den Ton der Stimme und die Geberden, noch mehr

aber durch den ganzen Vortrag und Styl seiner Rede, so viel von dem Seinigen zu der ihm vorgeschriebnen Methode, oder dem ihm angewiesenen Systeme hinzu, daß die vortrefflichsten dadurch verdorben werden können, wenn der Lehrer ein seichter Kopf ist, und mittelmäßige dem Schüler keinen Nachtheil bringen, wenn der mündliche Unterricht vortrefflich ist. Ja nicht bloß die Fähigkeit des Lehrers, sondern auch die Aehnlichkeit seiner Fähigkeiten mit denen seiner Muster, oder dem Geiste seiner Vorschriften, wird erfordert, wenn dieser Zwang der Nachahmung ihn nicht unter sein natürliches Maß der Vortrefflichkeit erniedrigen soll. Die Sokratische Methode ist für einige Wissenschaften, und für gewisse Zwecke des Unterrichts, sehr brauchbar. Aber es gehört ein eigenthümliches Genie dazu, im Gespräche zu lehren, — welches nicht alle, sonst noch so gute und denkende, Köpfe haben. Ohne natürliche Anlagen zu diesem Styl, — Anlagen, die mehr von Originalität, d. h. individueller Eigenheit enthalten, als andre Talente, — würde Sokrates selbst, oder seine unmittelbaren Schüler, das unvermeidlich Weitschweifige dieser Methode nicht haben durch die Annehmlichkeit der damit verbundnen Charakter-

schilderung vergüten, und uns für diese Form des Unterrichts durch ihr Beyspiel einnehmen können. — Es giebt im Vortrage der Wissenschaften mehrere Methoden, von denen, wenn sie nicht völlig gleich gut sind, doch jede dann die beste ist, wenn sie mit dem Geiste, dem Temperamente, dem Charakter des Lehrers, der sie braucht, am besten übereinstimmt. Ich glaube, daß, nach allgemeinen Betrachtungen, der Unterricht in einer fortlaufenden Rede weniger zweckmäßig ist, als der mehr getheilte, welcher Ruhepuncte hat, auf das Vorgetragne mehrmahlen zurückkömmt, und die Haupttheile deutlich aussondert, an welche er dann die Anmerkungen und Erläuterungen knüpft. Aber bey meiner kleinen Erfahrung, habe ich Lehrer in der Philosophie und Geschichte gesehen, welche, unfähig zu dieser aphoristischen und mehr Gesprächsartigen Form der Unterweisung, und mit natürlicher Beredtsamkeit ausgerüstet, ihren Schülern durch einen zusammenhängenden Fluß der Rede gewiß nützlich waren, da sie ihrer eignen Talente gleichsam wären beraubt worden, sobald sie eine andre, an sich vollkommnere, Methode hätten annehmen wollen. — Die, welche durch Natur und Anlage im Stande sind, sich

mit ihren Schülern zu unterreden, indem sie sie unterweisen, würden stammeln und sich verwirren, wenn sie zu einem ununterbrochnem Vortrage genöthiget wären. Hier also, wo so viel auf die eigenthümliche Stimmung der Geisteskräfte ankömmt, muß auch sehr viel der freyen Wahl überlassen werden.

12.

In der Ausführung dieses Gedankens geräth der König auf einen andern, auf den Tadel des Sektengeistes in der Philosophie. — An und für sich, wenn freyes Nachdenken jedes Individuums unmöglich ist: ist die Mehrheit der Parteyen noch ein Glück. Denn ein oder der andre Anhänger einer jeden, der etwas mehr Denkkraft oder mehr Freyheitssinn hat, als seine Mitschüler, findet doch, durch die Vergleichung mehrerer Systeme, und die Abwägung ihrer gegenseitigen Einwürfe, einen Weg, zur eignen Beurtheilung der Gegenstände zu gelangen. So hat die Verschiedenheit der Secten nach und nach die Religion gereinigt: und die Verderbnisse und Irrthümer der katholischen Kirche haben sich durch nichts so lange erhalten, als durch die Einheit derselben.

Indessen ist es richtig, ein Philosoph ist nicht, wer Wolfs oder Kants System versteht, und sich selbiges eingeprägt hat, sondern wer über die Gegenstände selbst, die Wolf und Kant betrachtet, durch sie erweckt und angeleitet, nachgedacht hat, es sey, daß er mit ihnen einstimmig, oder von ihnen verschieden hat denken lernen.

Die Methode, welche der König dazu vorschlägt, das blinde Nachbeten eines Lehrgebäudes bey denen, die Philosophie studiren, zu verhindern, verdient Prüfung. Er will den ganzen philosophischen Unterricht in eine Geschichte der Philosophie verwandelt haben. Die vornehmsten Fragen der metaphysischen und moralischen Wissenschaft sollen, von ihrer ersten Entstehung an, durch die vornehmsten Systeme der alten und neuen Philosophen bis auf unsre Zeiten verfolgt werden. Indem auf diese Weise dem Schüler der Philosophie die Gründe für und wider einen jeden der berühmtesten Lehrsätze und Hypothesen der Philosophie vorgelegt werden, wird blinde Anhänglichkeit an irgend ein System bey ihm verhindert, und seiner Urtheilskraft, durch Vergleichung der Verschiedenheiten in den Meinungen, ein freyerer Spielraum ge-

lassen: er lernt überdieß den menschlichen Geist, und dessen stufenweise Ausbildung kennen, wenn er auch nicht die Wahrheit kennen lernt.

Die Ausführung dieser Idee ist für den Adepten in der Philosophie vortrefflich. Ob diese Lehrart auch für den Lehrling, der erst in ihre Schule eingeführt wird, brauchbar sey, darüber sind die Stimmen getheilt.

Erstlich gehört zu einem Lehrer, der auf diese Weise, historisch, doch wirkliche Philosophie, lehren soll, die Vereinigung der seltensten Talente; (und eine allgemeine Lehrart muß nur gewöhnliche verlangen,) eine große, ausgebreitete, und (um Ernesti's eignen Ausdruck für eine Sache zu gebrauchen, die er kannte, weil er sie besaß,) eine accurate Gelehrsamkeit, zugleich mit einem tiefdringenden philosophischem Scharfsinne. In jedem andern Falle wird entweder, (wenn dem Lehrer philosophischer Geist fehlt,) der historisch-philosophische Unterricht in eine bloße Herzählung von Meinungen ausarten; oder, wenn ihm Gelehrsamkeit fehlt, seine eigne Denkungsart und Philosophie in den Systemen der Vorgänger nur ein Vehikel suchen sich mitzutheilen, welches zu diesem Ende nicht das zweckmäßigste wäre.

Zweytens, sind die abwechselnden Meinungen der Weltweisen über metaphysische und physikalische Gegenstände weder verständlich, noch interessant, wenn man nicht vorher über die Gegenstände selbst nachgedacht, und eine gewisse Meinung bey sich festgesetzt, oder wenigstens seine Unwissenheit, in Absicht ihrer, und die darüber aufzuwerfenden wissenswürdigen Fragen kennen gelernt hat.

Zum dritten werden bey dieser Methode Materien allzusehr zerstückelt, die nur durch ihren Zusammenhang verständlich sind, und andre zusammengebracht, die nichts mit einander gemein haben: wie dann auch der König in seinem Plane Physik mit Metaphysik verbindet, die doch von einander abgesondert werden müssen. In der That führt die chronologische Folge bekannter großer Philosophen den Geschichtschreiber aus einer dieser Wissenschaften in die andre; — weil jeder seine Stärke oder seinen Ruf in einem andern Fache gehabt hat.

Viertens. Sollen diese Philosophen, (wie der König selbst thut, wenn er von ihnen redet,) nur nach einigen Aufsehen machenden, oder in Streit gezogenen Meinungen charakterisirt, und dem Schüler bekannt gemacht werden: so

lernt dieser etwas unverständliches und oft falsches. (Aristoteles ist fast unbekannt als Beobachter menschlicher Charaktere und Leidenschaften, in welcher Qualität er lehrreich ist für alle Jahrhunderte, und nur bekannt durch logische Untersuchungen, und metaphysische Meinungen, wovon jene von seinen Nachfolgern weit übertroffen, diese ganz unbrauchbar geworden sind). Soll er eines jeden System, oder das Eigenthümliche seiner Philosophie ganz kennen lernen: so gehört dazu so viel Zeit, daß die dem öffentlichen Unterrichte gewidmete nicht zureicht, den gesuchten Endzweck bey der großen Anzahl der denkwürdigen Revolutionen, die in der philosophischen Welt vorgegangen sind, zu erreichen.

13.

Was der König von der lächerlichen Genauigkeit sagt, mit welcher unsre Geschichtslehrer chronologische Kleinigkeiten erörtern: schöpft er gewiß mehr aus dem Gerüchte und der Meinung der Ausländer, welche durch einige Beyspiele der ältern Zeit bestätigt wurde, als durch eigne Bemerkung der gegenwärtig auf Deutschen Universitäten und in Deutschen historischen Schriften begangnen Fehler.

Folgendes scheint mir von dieser zu strengen Rüge des Königs noch jetzt wahr und einer nützlichen Anwendung auf unsre Litteratur fähig zu seyn: erstlich, daß unsre Deutschen überhaupt, als Geschichtforscher, wozu sie ausgezeichnete Talente, und in welchem Fache sie von allen Nationen anerkannte Verdienste haben, doch ihre Wahrheitsliebe oder ihre Genauigkeit, in Berichtigung kleiner Daten, zu übertreiben geneigt sind. Daraus sind zwey Uebel entstanden. Das erste ist, daß wenig größere historische Werke, die einen merklichen Zeitraum umfassen, von guten Köpfen und großen Gelehrten unternommen, bey uns zu Stande gekommen sind. Einige haben sich absichtlich nur irgend einen kleinen vernachlässigten Winkel der historischen Litteratur ausgesucht, in welchen sie Licht und Gewißheit zu bringen suchten, weil sie schon zum voraus daran verzweifelten, daß ihre Zeit und ihre Kräfte zureichen würden, mit derjenigen Genauigkeit, welche sie für unerläßliche Pflicht des Geschichtforschers hielten, die Begebenheiten eines ganzen Volks, oder großer Zeitperioden zu behandeln. Andre, die ihren ersten Entwurf auf die vollständige Bearbeitung eines Hauptzweiges der Geschichts-Wissenschaft anlegten, haben,

umgekehrt, wie jener Töpfer Horazens, das, was sie zum Kruge bestimmten, auf der Drehscheibe sich zu einem Eimer erweitern sehn, und sind, ermüdet unter der immer wachsenden Last ihrer Arbeit, auf dem halben, oder vielleicht dem zehnten Theile ihres Weges stehen geblieben. Dieses Eigenthümliche des Deutschen Genies, aus Tugend und Fehler zusammengesetzt, erstreckt sich weiter, als auf die Geschichtskunde. In allen Theilen unserer Litteratur haben wir von unsern großen Köpfen nur Bruchstücke, und große Werke nur von mittelmäßigen. Ein Heyne klärt, in einer Reihe der gelehrtesten Aufsätze, kleine, zuweilen unbeträchtliche Theile des Griechischen und Römischen Alterthums vortrefflich auf: und zeigt uns, von Zeit zu Zeit, wie tiefe Blicke er eben sowohl in die Natur des Menschen und der Staaten, als in den Zustand des alten Griechenlands und Roms gethan hat. Aber eine vollständige Schilderung der Staatsverfassung, Gelehrsamkeit und Sitten beyder Staaten wagt er nicht einmahl zu versuchen, weil er zu viel von ihr fordert. Diese müssen wir, (und immer noch mit Dankbarkeit,) von den Händen eines Pauw annehmen, der die Lücken seiner historischen Kenntnisse kühn mit Hypothesen aus-

füllt, oder von einem Barthelemy, der sie mit Beredtsamkeit und einer schönen Einkleidung bedeckt.

Aber sollte nicht ein Grad von Genauigkeit in Kleinigkeiten wirklich ein Fehler werden, wenn er die des Großen fähige Männer abhält, dieses zu unternehmen? Sollte er nicht Pflicht derjenigen Männer seyn, welche die tiefsten Forscher und die feinsten Kritiker des Wahren in der Geschichte sind, das, was in der Geschichte das Wichtigste ist, die Uebersicht des Zusammenhangs in den Schicksalen großer Staaten, oder der Menschheit in großen Perioden, zu ihrem Antheil der Arbeit zu übernehmen? Und können sie das, wenn sie sich nicht über die Forderung einer gewissen Pünctlichkeit und einer zu vollständigen Erörterung des Einzelnen hinaussetzen? Doch die Zeit, wo der Werth aller Wissenschaften und aller Bücher nach einem wahren Maßstabe gemessen wird, nähert sich immer mehr. Die Vorurtheile des gelehrten Standes stehen dieser Schätzung noch ein wenig im Wege. Und der König, wenn er auch diese Vorurtheile in seiner Darstellung übertrieb, beförderte doch, wenn er seinen Endzweck erreichte, sie noch mehr zu schwächen, etwas Gutes.

Ein zweytes Uebel, welches aus der zu strengen Genauigkeit unsrer Geschichtschreiber in Berichtigung kleiner Umstände entspringt, ist, daß ihr Feuer darüber erlöscht, die Einbildungskraft getödtet wird, und alle die Fähigkeiten, die zur lebhaften Schilderung und zu einem schönen Vortrage gehören, geschwächt werden. Es ist fast nicht möglich, bis auf die größte Kleinigkeit wahr, und zugleich gut zu erzählen. Ich sehe wohl ein, wie paradox dieses klingt, und wie sehr es gemißbraucht werden kann. Aber eben gebe ich vielleicht durch jenen Ausdruck ein Beyspiel der Sache, die ich behaupte, oder eine Erläuterung des Sinnes, den ich in Gedanken habe. Jener mein Ausdruck sagt zu viel: aber ich weiß keinen andern, um meinen Gedanken kurz auszudrücken: und in diesem Gedanken liegt etwas Wahres. Es ist nicht möglich, alle Bestimmungen und Einschränkungen bey den Sachen, die wir durch Worte mahlen, oder bey den Ideen, die wir dadurch bezeichnen, (Bestimmungen und Einschränkungen, die in der Natur der Dinge wirklich damit verbunden sind, und ohne welche also ihre Darstellung nicht vollkommen wahr ist,) — es ist nicht möglich, sage ich, solche sogleich hinzuzufügen, ohne das Gemälde verwirrt, den

Styl schleppend, die Darstellung unvollkommen zu machen. Was die Franzosen einen stile rapide nennen, entsteht gemeiniglich aus Allgemein-Sätzen, die frappant helle, und reichhaltig an Ideen sind, denen aber die Einschränkung fehlt. So sind die Schilderungen der Geschichtschreiber, selbst eines Tacitus, welche den stärksten Eindruck machen, immer ohne jene Ausnahmen, und Modificationen, welche die Vernunft hinzudenken muß, die aber unsre behutsamern, und mehr um Wahrheit als Schönheit besorgten, Schriftsteller wegzulassen sich nicht getrauen. Die historischen Nachforschungen sind eine mühsame und etwas knechtische Arbeit des Geistes. Zum großen Schriftsteller im historischen, wie in jedem andern Fache, gehört ein freyer Flug, eine lebhafte Erhebung desselben. Es ist sicher, daß wir Deutsche, indem wir bisher der Arbeit zu viel Zeit und Kräfte aufopferten, unserm Genie geschadet haben. Unsre Nachbarn sind in den entgegengesetzten Fehler gefallen. Aber weil über Richtigkeit der Erzählung nur wenige, über Annehmlichkeit derselben viele Menschen urtheilen können: so haben sie bey dem großen Publicum, und am meisten in der großen Welt und bey den Fürsten, den Rang

über die unsrigen im Ganzen erhalten. — Der schwere Mittelweg wird in der Zukunft um desto leichter hierin zu treffen seyn, wenn auf der einen Seite die verwickeltsten und mühsamsten historischen Fragen nach und nach einzeln werden aufs reine gebracht seyn: und wenn, auf der andern, die guten Muster der Schreibart, welche das Genie entflammen, sich vermehren werden. — Alle dunklen Zeiten, so wie alle verborgnen Winkel der Erde, werden nach und nach von unermüdeten und herzhaften Wanderern durchsucht. Man wird also nun bald wissen, was zu entdecken ist, oder zur Gewißheit kommen, daß Entdeckungen in gewissen Gegenden und Zeitperioden unmöglich sind. Alles das wird den Gelehrten des künftigen Jahrhunderts Zeit und Arbeit ersparen. Zu gleicher Zeit verbreitet die Philosophie ihr wohlthätiges Licht, in Absicht der richtigen Schätzung der Dinge, über alle Regionen der Wissenschaften, und die unnütze, pedantische, den philosophischen Geist, so wie die Einbildungskraft tödtende Genauigkeit in Kleinigkeiten wird auch unter den Deutschen Geschichtforschern immer seltner. Was also vielleicht noch kein Jahrhundert und kein Volk aufgestellt hat, eine Geschichte mit möglich ge-

naueſter Richtigkeit in den Thatſachen, und doch mit Feuer, mit Annehmlichkeit und mit Philoſophie geſchrieben: das wird hoffentlich die künftige Zeit unter uns Deutſchen aufſtellen.

Das bisherige wäre, nach meinen Gedanken, die Nutzanwendung von den obigen Bemerkungen des Königs, für die Schriftſteller. Eine andre gehört insbeſondre für die Lehrer der Jugend.

Eine ſehr große und ſchätzbare Claſſe von Menſchen, der die Geſchichte ein unentbehrliches Studium iſt, hat demohnerachtet von der Chronologie nur die Zeitfolge der großen Begebenheiten zu wiſſen nöthig. Ja ſelbſt, je nothwendiger es ihr iſt, den Zuſammenhang des Ganzen in den Revolutionen eines Staats, oder des ganzen menſchlichen Geſchlechts, durch feſte Einprägung der Hauptepochen, und des Synchronismus der in einander eingreifenden Verfolge, zu überſehen: deſto mehr muß ſie, um Zerſtreuung zu verhüten, eine genauere Wiſſenſchaft der einzelnen Begebenheiten aufopfern. Hier iſt alſo Weisheit des Lehrers nöthig, ſich nicht durch ſeine eigne Liebhaberey für ſein Fach verleiten zu laſſen, des Zwecks und des Berufs ſeiner Schüler zu vergeſſen. Doch wenn dieſer

Fehler noch irgendwo auf unsern Universitäten begangen wird: so ist es mehr Fehler des Menschen, als der Zeit, oder der Classe.

Dieses leitet mich auf eine Idee, deren Mittheilung ich schon lange auf dem Herzen habe, weil ich selbst durch den Mangel gedrückt werde, dessen Abhelfung ich wünsche.

Wenn die Chronologie der Theil der Geschichte ist, wo Pedanterey und Kleinigkeits-Geist die meiste unnütze Arbeit verschwendet hat: so ist sie doch an sich mit Geographie und Genealogie zusammen, zwey gleich trocknen, einer gleichen Ausartung fähigen Wissenschaften, die unentbehrlichste Begleiterinn der Geschichte. Raum und Zeit verbindet die Dinge. Und wenn ich nicht weiß, wo sie vorgegangen sind, und wann: so entbehre ich die Einsicht von Ursache und Wirkung, — und die vom wechselseitigen Zusammenhange, zwey Dinge, ohne welche alle Kenntniß der Phänomene leer für den Verstand, und unfruchtbar für die moralische und politische Anwendung ist. — Die Geographie ist selbst nicht eine stillstehende, sondern eine mit der Geschichte fortlaufende Sache. Die Eintheilungen in alte, mittlere und neuere Geographie sind nur Abgränzungen merkwürdiger Epochen: aber die Ver-

änderungen in derselben sind ununterbrochen. Alle großen Revolutionen in den Staaten haben auch ähnliche in den Abtheilungen der Länder und in den Lagen der Oerter, durch die Zerstörung alter und durch die Erbauung neuer, hervorgebracht. Die Wohnplätze der Menschen und deren Gestalt haben sich mit ihnen zugleich geändert. —

So wie die Nahmen, Gränzen, Denkmähler und Reichthümer der Länder an die Schicksale der Staaten geknüpft sind: so sind diese wieder (selbst unter allen Regierungsformen) an die Schicksale, Handlungen und Verbindungen der herrschenden Familien gebunden. Die Geschichte ist in meinen Augen, (besonders in den ältern Zeiten,) nichts, als ein immerwährender Länder-Proceß, der durch die Waffen und Unterhandlungen entschieden wird. Zu diesem Processe, so wie zu den bürgerlichen Processen, giebt nichts so viel Stoff, als die streitigen Rechte der Erbfolge; und diese beruhen auf dem Grade der Verwandtschaft. Von der ältesten mythischen Zeit an, bis auf die unsrige, müssen wir also die Verwandtschaften und daher die Geschlechts-Register der Helden, der Könige und der Eroberer wissen, wenn wir ihre Ansprüche

verstehen, die Gerechtigkeit ihrer Unternehmungen beurtheilen, und von dem ewigen Trennen und Vereinigen der Staaten, der größten Quelle des Elends und des Glücks der Menschen, die erste Veranlassung einsehen sollen.

Hier nun, glaube ich, haben unsere Pädagogen noch ein unbearbeitetes Feld vor sich, indem sie, bey der auf die Verbesserung des Sprachstudiums vereinigten Aufmerksamkeit, das Geschichtstudium aus der Acht gelassen haben. Ich glaube, es giebt eine Methode, aber sie ist noch nicht erfunden, wie diese drey Hülfswissenschaften, die Erdbeschreibung nach allen ihren Abwechselungen, die Zeitrechnung und die Geschlechtskunde, auf die faßlichste, und zugleich die interessanteste Weise, mit der Geschichte selbst, bald in dem ersten jugendlichen Unterrichte, verbunden werden können. Ich kann hierin aus meiner Erfahrung von den Mängeln einer gelehrten Erziehung reden: aber ich habe deren in diesem Fache nicht genug, um die Mittel zur Abhelfung der Mängel vorzuschlagen. Bey mir hat die Trennung dieser Zweige der Wissenschaften, bey meinen frühern Unterweisungen, verursacht, daß ich an dem Stamme selbst, an der Geschichte, bis tief in meine Jünglingsjahre, keinen rech-

ten Geschmack gewinnen, — und selbst von den Begebenheiten, die sie mir vortrug, keinen deutlichen Begriff bekommen konnte. Die Erdbeschreibung für sich war mir das verhaßteste Studium, weil sie mir nur eine Reihe von Nahmen auswendig zu lernen auflegte; — und weil ich, trotz der darauf gewendeten Mühe, gerade bey dem Theile der Geschichte, welchen in damahls trieb, der Römischen und Griechischen, doch in der Fremde blieb. Ich wurde sehr bald gewahr, daß, wenn ich etwas von den Operationen der Armeen verstehen sollte, deren Siege oder Niederlagen den Hauptgegenstand der alten Geschichte ausmachen, ich ganz genaue Gemälde der Gegenden vor mir haben müßte, und ich kannte nicht einmal die Gränzen der genannten Provinzen, und die Lage der Hauptstädte. — Ich fühlte, daß mich die Verwüstungen und die Wiederherstellungen alter Städte und Staaten weit mehr interessiren würden, wenn ich wüßte, was auf dem Flecke, wo jene vorgegangen sind, jetzt für Menschen leben, für Denkmähler alter Zeit übrig sind, oder für neue Etablissements auf den Trümmern derselben erbaut worden. Ich wußte, daß die Erde dieselbe geblieben sey, aber ich wußte die Plätze auf derselben in den ver-

schiedenen Perioden nicht zu vergleichen. Dadurch allein, wurde das historische, was Sachkenntniß hätte seyn sollen, — für mich nur Wortkenntniß: und als solche hatte sie auch nicht einmahl so viel Reitz, als die bloße Grammatik, wenn sie etwas philosophisch behandelt wird. — Als ich näher zu den neuern Zeiten kam, deren Geschichte ich fast nur für mich durch Lesung der Werke studirte, die mir als die besten empfohlen wurden: so drückte mich meine Unwissenheit in der Genealogie, zu deren Abhelfung mir die Hülfsmittel weder bekannt, noch weniger in die Hand gegeben wurden, eben so sehr, als in der alten Geschichte der Mangel einer vergleichenden Erdbeschreibung. Gerade die Epochen der größten Revolutionen, die wegen streitiger Thronfolge entstandnen Kriege, oder bürgerlichen Unruhen blieben mir dunkel. Daß dieses in der neuern Geschichte noch weit öfter der Fall ist, kommt aus der Verbindung der Europäischen Landesherrn durch Vermählungen, und aus der, von dem bürgerlichen Rechte auf die Erbfolge der Staaten übergetragnen, Bestimmung her. — Wer kann die Kriege der weißen und rothen Rose, und ihre endliche Beylegung, wer die Burgundische Länderverbindung, und die in ihr zu

Oesterreichs Größe gelegte Grundfeste, wer den Anlaß und Anfang so vieler blutigen Kriege, den Jülich-Clevischen Erbstreit, — wer die in die Schicksale Europens eingreifenden Abwechselungen der regierenden Familien in Spanien und Portugall verstehen, wenn er nicht seinem Gedächtnisse die Verwandtschaften und Abstammungen der Prätendenten zu jener erledigten Krone eingeprägt hat? — Zu allen diesen Kenntnissen haben sich die Hülfsmittel in neuern Zeiten gehäuft, und sie sind zweckmäßiger geworden: aber noch sind sie nicht zeitig genug in den Händen der Lehrlinge; und am wenigsten wird ihnen die Vereinigung jener trocknen Gedächtnißstudien, mit der reizenden, den Verstand und das Herz beschäftigenden, Philosophie der Geschichte, einleuchtend, und ihre Verknüpfung leicht gemacht. Immer ist noch alte und mittlere Geographie, — ein Studium für Gelehrte, wenn sie schon weit gekommen sind: und sie muß, nach meinem Bedünken, auch ein Stück des Unterrichts bey Anfängern werden. Die Verwandschaften der Fürsten werden nur beyläufig erörtert, wenn die Streitigkeiten vorkommen, welche aus den Ansprüchen, die sich auf jene Verwandschaften gründen, entstanden sind. Aber es wäre nützlicher, vom Anfange der Regentenge-

schichte an, auf die Familienverbindungen aufmerksam zu machen, welche in der Folge große Ereignisse nach sich ziehn. Die Zeitrechnung wird bey dem Geschichts-Unterrichte am wenigsten vernachlässigt: denn was wäre Erzählung von Begebenheiten, ohne Bemerkung ihrer Folge? Aber der Synchronismus, der dem Gedächtnisse so sehr zu Hülfe kommt, und die lehrreichsten Vergleichungen veranlaßt, wird nicht mit gleicher Sorgfalt mitgenommen. Es ist hier der Ort nicht, auch nur einige unvorgreifliche Vorschläge zu thun, wie ich die nähere Verbindung der drey Hülfswissenschaften mit der Geschichte, bey dem Unterrichte, für thunlich halte. Aber da der König über die unzeitige Genauigkeit pedantischer Lehrer in der Chronologie klagt, und die beßre Methode anzeigt: so hielt ich es nicht für unschicklich, diejenigen Mängel der herrschenden Methode, über deren Abstellung mir das fortgesetzte Nachdenken erfahrner Pädagogen am meisten nöthig scheint, nach meinen Einsichten anzuzeigen.

14.

Ich habe schon oben mein Urtheil über die Aenderungen gesagt, welche der König in unsrer

Sprache vorschlägt. Den Sprachgebrauch eines Volks ist es eben so unmöglich durch Gesetze zu bestimmen, als seinen Glauben. Aber indem ich die rauhen Töne, die man unsrer Sprache vorwirft, mit den weichern unsrer südlichern Nachbarn vergleiche: fällt mir eine Bemerkung auf, die zwar nichts bessert, aber etwas aufklärt. Unsere Rechtschreibung, verglichen mit der Französischen und Englischen, zeigt, daß wir an den Tönen unsrer Sprache weit weniger geändert haben, als die Nationen, welche jene beyden Sprachen reden. Die Orthographie ist das Gemälde von der Aussprache, oder soll es seyn. Zu der Zeit, wenn sie eingeführt wird, bezeichnet sie gewiß die Töne, welche zu dieser Zeit in jedem Worte gehört werden, so gut, als es die mehr oder weniger vollständige Analyse der Elemente, und die mehr oder weniger passende Bezeichnung derselben durch die eingeführten fremden (in obigen beyden Fällen durch die lateinischen) Buchstaben erlaubt. Zwar wird, vom Anfange des Schreibens an, die Unmöglichkeit, die Töne der einen Sprache, genau und vollständig, durch die Schriftzeichen einer andern auszudrücken, einen Abstand zwischen Aussprache und Orthographie derjenigen Völker gemacht

haben, die ihre Schrift, wie bey uns Abendländern durchaus der Fall gewesen ist, von einer fremden Nation bekamen. Noch jetzt sehen wir, wie unvollkommen und unschicklich unsre Vorfahren zwey eigenthümliche Töne unserer Sprache, das Hauchen des ch, und das Zischen des sch, durch eine Zusammensetzung lateinischer Buchstaben haben ausdrücken müssen, durch welche sie dem Ohre sehr schlecht bezeichnet werden. — Also genau übereinstimmend mit der Aussprache ist die Orthographie der neuern Europäer nie gewesen, — zumahl, da die Zergliederung der Sprachtöne in ihre einfachen Theile, und die richtige Auffassung der nähmlichen Töne, in jeder veränderten Verknüpfung, eine so feine Operation des Geistes und des Ohres ist, daß sie den noch rohen und am Eingange der Cultur stehenden Erfindern des Schreibens nicht zugemuthet werden kann. Aber das kann man ihnen zutrauen, daß es ihr Wille war, zu schreiben, wie sie sprachen; — und daß, wo ihnen die Töne ihrer eignen Sprachwerkzeuge faßlich, und der Ausdruck derselben durch lateinische Buchstaben möglich waren, sie keinen derselben im Schreiben ausließen, keinen unausgesprochnen hinzusetzten. — Aber wie erstaunlich hat sich die

jetzige Aussprache der Engländer und Franzosen von ihrer Orthographie entfernt, — und wie unbedeutend ist dagegen der Abstand noch gegenwärtig in der unsrigen? Obgleich jene beyden Nationen, besonders die Franzosen, ihrer Rechtschreibung nachgeholfen haben, indem sie nach und nach Buchstaben, die sie nicht mehr aussprachen, auch im Schreiben wegließen: so ist es doch ein eignes Studium nicht nur für Ausländer, welche diese Sprachen als Fremde lernen, sondern für Landeskinder, deren Muttersprachen sie sind, geblieben, zu wissen, welche Buchstaben sie in Wörtern schreiben müssen, die sie in denselben nie mehr hören und nie aussprechen. Bey uns kann der Fremde, kann das Kind, aus dem Gelten der einzelnen Buchstaben, die Aussprache der Wörter, welche aus mehrern bestehn, ziemlich richtig zusammensetzen; sie können auf der andern Seite hinwiederum aus einer richtigen Aussprache die Rechtschreibung mit ziemlicher Sicherheit schließen. Wir lassen also noch jetzt die meisten der Articulationen in unsern Worten hören, welche unsre Vorfahren aussprachen, als sie diese Töne für das Auge sichtbar zu machen anfiengen. Die Franzosen und Engländer erhalten hingegen in ihrer Or-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

thographie nur das Andenken von dem Ursprunge und der anfänglichen Aussprache ihrer Wörter, indeß sich ihre Zunge an eine sehr veränderte gewöhnt hat.

Und diese Veränderungen bestehn, in beyden Sprachen, im Abkürzen, Zusammenziehn und Wegwerfen. Die Begierde, geschwind zu reden, scheint die eine Ursache dieser Veränderungen zu seyn: die Delikatesse des Ohrs, oder der Sprachwerkzeuge, welche das Zusammenstoßen mehrerer Consonanten nicht ertragen und ohne Schwierigkeit aussprechen konnte, die zweyte. —

Wie kömmt es nun, daß wir Deutsche nicht in der Reihe von Jahrhunderten, seitdem unsre Sprache geschrieben wird, ähnliche Verfeinerungen mit unsrer Aussprache vorgenommen haben? Warum haben wir aus unsern mit Consonanten überhäuften Sylben, nicht auch nach und nach im Reden, die beschwerlichen Buchstaben weggelassen, oder die abgesonderten Articulationen feiner zusammengeschmolzen? Ist unser Ohr für Wohlklang weniger empfindlich? sind unsre Sprachwerkzeuge zur Aussprache schwererer Töne mehr abgehärtet? Oder macht dieß einen Unterschied,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

daß jene Nationen eine fremde Sprache bey sich einführten, wir noch immer unsre eigne reden, die so alt ist, als der Völkerstamm, von welchem wir entsprossen sind?

Allerdings müssen in einer adoptirten Sprache Aenderungen leichter seyn, und ich möchte sagen, sie sind unvermeidlicher, als in einer angebohrnen. Bey jener sind Bedeutung und Schall der Wörter in der Sprache mit dem Geiste und Körper der Menschen, die sie reden, gleichsam zugleich erwachsen und gebildet worden, und sind denselben ganz analogisch. Kein Wunder also, daß auch die Mängel der erstern von den andern weniger wahrgenommen werden, daß Abänderungen aller Art schwerer sind, und sich nie so weit erstrecken. Die Franken und Sachsen hingegen, da sie eine fremde Sprache, die Römische, mit ihrer alten vertauschten, oder damit vermischten, verstümmelten sie gleich anfangs; — und von dieser ersten Verstümmelung war es leicht auf neue Abänderungen überzugehn, bis sie endlich auf die ihren Organen geläufigsten und ihren Ohren wohlklingendsten Töne kamen.

Es kann seyn, daß diese Nationen dadurch wirklich gewannen, wie überhaupt die Abstam-

mung ihrer Sprachen aus einer schon cultivir-ten, und zum Unterrichte in den Wissenschaften angewandten, den scientifischen Vortrag in denselben unstreitig leichter machte. Indeß erhellet soviel, daß Abänderungen, die nicht geschehn sind in derjenigen Periode unsrer Sprache, da sie noch nicht reif, nicht fixirt, nicht durch allgemein gelesene Bücher bekannt war, jetzt noch viel weniger zu hoffen sind, da der Zeitpunct des Stillstehens im Wachsthum mit der Reife zugleich eingetreten ist. — Doch muß man hierbey folgende zwey Bemerkungen nicht aus der Acht lassen. Was Wohlklang in jeder Sprache heißt, ist, erstlich, immer nur Wohlklang für die Ohren der Nationalen; und eines solchen Wohlklangs ist jede Sprache fähig. — Er entsteht aus derjenigen Auswahl unter mehrern Wörtern und Ausdrücken desselben Sinnes, welche die Aussprache am leichtesten, das Zusammenfügen der einzelnen Töne am geschmeidigsten, und so das Hören eben deßwegen angenehm macht, weil das Reden leicht wird. — Der Fremde urtheile also ja nicht eher vom Wohlklange einer Sprache, bis er sie versteht, und reden kann. Dann, wenn seine Werkzeuge ihre Töne richtig herausbringen werden: dann, und nicht

cher, wird auch erst sein Ohr den Unterschied derselben beurtheilen können. — Dazu kommt noch zweytens, daß Wohlklang der Rede in der That nie, und in keiner Sprache, bloß in dem Musikalischen der Töne, oder selbst in der Leichtigkeit der Aussprache, sondern immer zugleich in dem Angemessenen des Tons zu dem Sinne der Rede besteht. Diese im Reden so innig verbundnen Sachen, Ideen und Töne, sind bey der Beurtheilung der einen oder der andern unmöglich zu trennen. Gedanken werden angenehmer, eindringender, scheinbar lehrreicher, durch eine sanfte und klare Stimme, eine deutliche und doch zwanglose Articulation, und eine gute Auswahl der Wörter. Und so scheint uns umgekehrt der Schall der Wörter lieblicher, wenn sie genau, und mit einer vorzüglichen Leichtigkeit, anmuthige Ideen ausdrücken.

14.

Der König hatte eine zu geringe Idee von der Geometrie, und allen den Wissenschaften, die aus ihr entstehen, und in ihr ihre Grundpfeiler finden, zum Theil kannte er sie nicht: und Stolz hielt ihn ab sehr zu schätzen, was er nicht prüfen, selbst nicht verstehen konnte. Zum Theil war dieß eine Folge seiner guten Grundsätze,

und seines ihm eignen Genies. — Die Grundsätze waren, daß nur das Nützliche in den Wissenschaften, nicht das Schwere geschätzt werden dürfe. Und für nützlich hielt er nur das, was entweder auf die Moral und die Sitten Einfluß hat, oder Ackerbau, Industrie, Handel und äußern Wohlstand befördert. Von der Geometrie glaubte er, daß, außer der Kunst, Längen und Flächen zu messen, die andern und besonders die höhern Theile, müßige Speculationen, und eine Art von schwerem Spielwerke wären. Diese Schätzung der Dinge nach ihrem Nutzen ist bey einem Regenten gewiß selbst eine sehr schätzbare Eigenschaft: und was nützlich sey, ist auf die angezeigte Weise am kürzesten, und nicht unrichtig bestimmt. Aber er irrte sich, indem er die unmittelbaren Wirkungen von den mittelbaren nicht unterschied. Die genauere Kenntniß des Weltgebäudes ist nur durch weitere Fortschritte in der Geometrie möglich gewesen: und diese Kenntniß selbst ist wieder die Mutter vieler, für das menschliche Leben nützlicher, Erfindungen geworden. Ueberdieß ist die höhere Geometrie theils als eine Sammlung von Beyspielen der am weitesten getriebenen Zergliederung menschlicher Begriffe, welche wenigstens

als Uebungen des Verstandes nützlich sind, theils als ein Schatz noch ungebrauchter Wahrheiten anzusehn, die für die Zukunft niedergelegt sind, und ihre Anwendung von Zeit und Umständen erwarten. — Es sey nun, daß durch diesen Mangel mathematischer Kenntnisse sein Geist selbst eine veränderte Richtung bekommen hatte, oder daß das ihm eigne, natürliche Genie ihn von jenem Studium zurückzog: so viel ist gewiß, er dachte und lebte nur in der moralischen und sinnlichen Welt; er dachte nur über Dinge nach, wo die Imagination ihm Bilder, oder seine Erfahrung ihm Beyspiele anboth, und nur so weit nach, als diese Bilder und Beyspiele noch seine Wegweiser seyn konnten.

Er haßte oder verachtete eben so sehr diejenige Philosophie, wo man nur, wie in der Geometrie, Begriffe combiniren oder analysiren muß, ohne mehr auf die wirklichen Dinge, wovon sie genommen sind, Rücksicht zu nehmen. Wenn er sich doch darein einließ, — (wie denn mehrere der Menschheit wichtige Fragen solche Speculationen fast unvermeidlich machen:) — so wiederholte er alsdann mehr, als er selbst dachte. Hier ließ er sich durch die Meinungen leiten, die er

zuerst eingesogen hatte, oder durch die Männer, welche er in andrer Hinsicht am meisten schätzte.

15.

Es ist mehr Gedachtes, mehr Scharfsinn, ein größrer Reichthum und Feinheit der Ideen in des Königs Briefen, in seinen Erzählungen, und selbst in seinen Gedichten, als in seinen Abhandlungen. Die Ursache davon ist, weil ihm einzelne Gedanken besser gelangen, als ganze Reihen. Bey jedem Gegenstande, auf welchen er zuerst seine Aufmerksamkeit richtet, sahe er etwas Wahres, und sahe es auf die ihm eigne Weise. Blieb er bey demselben länger stehn, und verfolgte seine Gedanken, so drang er nicht um so viel tiefer in den Gegenstand ein, sondern er erweiterte nur seine ursprüngliche Idee. — Daher, wo er in einem kurzen Zeitraume vielerley Materien berührt, leistet er mehr, auch über jede einzelne, als da, wo er eine erschöpfen will. Hier ist Methode, Eintheilung und Zergliederung der Begriffe, dort nur Beobachtung, Reflexion, und Gabe, seine Bemerkungen auszudrücken, nöthig. Jenes ist eine Arbeit, dieses eine freye Thätigkeit des Geistes. Er verliert etwas von seiner Schärfe, wenn er sich zu jener

zwingen will; und er kann nur durch Anstrengung und Ausdauer wieder etwas gewinnen. Aber dazu gehört eine Muße, welche ein Fürst, der seine Pflicht thun will, nicht haben kann; und eine Uebung, zu welcher den König seine Erziehung nicht hat vorbereiten können noch dürfen.

16.

Man bemerkt in den Reden und Schriften des Königs, daß, wenn er auf denselben Gegenstand, welchen er schon vordem betrachtet hatte, wieder kam, er mehr, als es andern denkenden Männern wiederfährt, in den alten Kreis von Ideen gerieth, welche er darüber gehabt hatte: und daß er sich auch die Mühe nicht verdrießen ließ, dieselben wieder zu entwickeln. Dieß kann zum Theil seinen Grund in der Wahrheit der ersten Ideen haben, — was richtig ist, und als solches eingesehen wird, muß sich immer ungeändert wieder darstellen; — zum Theil in der Schärfe und Lebhaftigkeit der jugendlichen Impression, oder in einer gewissen Festigkeit der Seele selbst, in welcher nicht leicht etwas wankt, das einmahl in ihr Platz genommen hat. Auch das gute Gedächtniß kann dazu beytragen, indem es immer deutlich und voll-

ständig die alten Ideen mit ihren Gründen wieder erweckt, und daher den Effect auf die Ueberzeugung erneuert. Wer immer vergißt, was er ehedem gedacht hat, muß immer von neuem meditiren, wenn er die Kenntnisse des Gegenstandes wieder nöthig hat. Alsdann aber können die Resultate nicht stets dieselben seyn, wenn die Prämissen stets von neuem aufgesucht werden. Die jedesmahlige Stimmung des Gemüths, Zeit, Alter und Umstände verändern den Gang des Nachdenkens: und nur der kann immer einerley über nicht ganz evidente Dinge denken, der nur einmahl darüber denkt, und in der Folge sich nur des Gefundnen erinnert. Was aber auch die Ursache von dieser Eigenheit sey: so ist sie gewiß zur Ausführung von Geschäften und überhaupt zum praktischen Leben nützlich, dem Umgange und der Poesie nicht entgegen, aber einer immer fortgehenden Erweiterung und Berichtigung speculativer Kenntnisse hinderlich. Zur glücklichen Verwaltung öffentlicher oder Privat-Angelegenheiten, am meisten aber zum glücklichen Regieren und Kriegführen, ist es nothwendiger, daß man unabänderlich nach einem Plane, und auf gleiche Weise handle, als daß der Plan vollkommen richtig sey. Wenn, in dem Verlaufe einer lange dau-

ernden Unternehmung, sich bey dem Menschen der erste Gesichtspunct, unter welchem er die Unternehmung und das Verhältniß der ihn zu Gebothe stehenden Mittel mit dem von ihm gesetzten Endzwecke ansah, zu leicht verändert: so wird ein Theil seiner Operationen durch die andre vernichtet; und gesetzt auch, daß die spätere Einsicht die richtigere wäre: so schadet die Befolgung derselben dem Ganzen doch mehr, als sie ihm nutzt, weil die frühern Anstalten mit den nun gewählten Maßregeln nicht übereinstimmen. Außerdem ist Entschlossenheit höchst nothwendig, wenn man mit Kraft und Nachdrucke handeln soll. Die Entschlossenheit wird aber durch die Festigkeit der Ueberzeugung, oder durch die bloße Unveränderlichkeit in den Ideen, durch welche der Entschluß erzeugt wurde, am allermeisten befördert.

Was Beredtsamkeit und Poesie betrifft, welche mehr die vollkommenste Darstellung der Ideen, als ihre Erfindung, sucht: so ist es auf gewisse Weise für ihren Endzweck nützlich, wenn sich in dem Wesentlichen der Ideen und Bilder, und bey der jedesmahligen Erneuerung derselben, in dem Geiste eines Menschen wenig ändert. Denn die

ungeänderte Idee nimmt an Klarheit und Entwickelung desto mehr zu: die passendsten Wörter und Ausdrücke finden sich eher nach und nach ein; und was an dem Aufwande der Kraft, welche zur Hervorbringung oder zur Prüfung neuer Zusätze oder Veränderungen erforderlich ist, erspart wird, kann auf die vollkommenste Bezeichnung derselben gewandt werden. Daher auch die großen Dichter und Redner, wenn sie viel schreiben, sich oft wiederholen. Je schöner sie ihre Gedanken bey ihrer ersten Conception bekleiden, oder je mehr sie den Ausdruck derselben in ihrer nachmahligen Bearbeitung bis zum Anschaulichen zu erheben wissen: desto tiefer prägen sie sich ihrem eignen Gedächtnisse ein, und desto weniger Mißtrauen bleibt ihnen gegen die Richtigkeit derselben übrig.

Aber freylich, um bey Gegenständen, die keine sinnliche Evidenz und keine Demonstrazion zulassen, seine Erkenntnisse selbst so vollkommen zu machen, als möglich, muß man sie beständig zu berichtigen suchen; und dazu ist erneuerte Untersuchung nöthig. Der Gesichtspuncte sind so viele, und nur derjenige nähert sich der Wahrheit am meisten, welcher die mehresten derselben übersehen hat. Wird seine positive Kenntniß der Gegen-

stände auch dadurch nicht vergrößert: so wird doch sein Maßstab von dem, was man darüber wissen, und wie man sich dieselben vorstellen kann, richtiger. Durch die Vergleichung der verschiedensten Denkungsarten allein, kann er entweder das unter allen Gemeinschaftliche, und daher der Natur des Menschen und der Dinge gemäßeste, folglich das der Wahrheit ähnlichste, oder er kann wenigstens die Gränze des menschlichen Wissens kennen lernen. Unsern König veranlaßte weder sein Beruf, noch die Anlage seines Geistes, speculative Begriffe immer wieder von neuem in Untersuchung zu ziehn, nachdem er einmahl dieselben in eine gewisse Form gebracht hatte.

17.

Keine Fähigkeit des Geistes ist in seinen Schriften, wie in seinem Umgange, und selbst in allen seinen Thaten, sichtbarer, als die Lebhaftigkeit seiner Imagination.

Alles Bildliche stellte sich ihm genau ausgedrückt, und mit seinen eigenthümlichen Zügen dar. — Hieraus entstand sein gutes Gedächtniß: er sah die ganze Geschichte mit ihren Theilen vor sich, zwar eben deßwegen zuweilen mit

Zügen vermehrt, die seine Dichtungskraft hinzugefügt hatte; aber doch im Ganzen so, wie jene Thatsachen sich ihm entweder in der Wirklichkeit durch die Eindrücke auf seine Sinnen dargestellt hatten, oder wie sie ihm durch den ersten Unterricht, und die ersten Nachrichten waren beygebracht worden. Auch von unsern eignen Begebenheiten bewahrt das Gedächtniß nur die einmahl in Worte gekleideten Erzählungen, die Einbildungskraft die Bilder der Gegenstände selbst. Wer nach dem Gedächtnisse erzählt, hat lange Weile, mehrmahls dasselbe zu erzählen. Er kürzt ab, je öfter er es wiederholt. Nur die Resultate bleiben, das Detail geht nach und nach verloren. Der, welcher bey den Worten wieder die Bilder erblickt, gefällt sich in dieser Schöpfung jedesmahl von neuem: und es kömmt von der Disposition des Augenblicks, — von einem guten Zufalle her, ob er zu der einen oder zu der andern Zeit das Gemählde mehr in seiner Imagination ausführen, oder bey der allgemeinen Zeichnung stehen bleiben soll.

Diese Vorstellung des Wirklichen, als wenn es gegenwärtig wäre, ist die Grundlage dessen, was man Imagination nennt: und in der That

der wichtigste Theil derselben, nöthig gewisser Maßen zu allen Seelenverrichtungen, und ganz nothwendig zu Geschäften, wo so viel umfassende Begriffe vorkommen, deren Zergliederung unmöglich oder äußerst weitläuftig ist, und die nur durch Bilder ersetzt werden können.

Die Trennung und Zusammensetzung der gesammelten einzelnen Bilder wird ebenfalls unter dem Nahmen der Imagination begriffen: sie ist aber eine Selbstthätigkeit, die ihren Charakter sowohl von dem Verstande und der Beurtheilungskraft des Mannes bekömmt, als von den Eindrücken, welche ihm von seinen eignen Anschauungen übrig bleiben.

Diese Dichtungsfähigkeit zeigt sich in eigentlichen Dichtungen, in den Bildern und Gleichnissen, mit welchen abstracte Ideen aufgehellt werden, in Erfindung neuer zusammengesetzter Körper und Maschinen, und in Anlegung von Plänen.

In keinem Werke des Königs ist eine große poetische Fiktion. In den beyden komischen Epopöen ist keine an sich interessante Erzählung;

doch sind die Begebenheiten zu einem Ganzen künstlich geordnet.

Aber einzelne Gemählde sind gut und anschaulich ausgeführt, besonders die, welche einen Anstrich vom Lächerlichen haben. So sind, in allen Poesien des Königs, wohlgewählte, glücklich herbeygeführte Bilder.

Das Bilderreiche in den Vorstellungen des Königs zeigt sich in allen seinen Werken, — zeigte sich in seinem ganzen Umgange. Er hatte viel lieber mit dem Concreten, als mit dem Abstracten zu thun. Aber er hatte mehr eine Imagination, welche in die wirkliche Welt, und in den Schatz seiner eignen Erfahrungen und seiner Lectüre zurückführte, und ihm diese sichtbar darstellte, als eine, welche neue Dinge erschafft, und Begebenheiten zusammensetzt.

Sie unterschied sich nicht sowohl durch einen sehr hohen Flug, durch die Größe und Verwicklung ihrer Entwürfe, — als durch Anmuth, durch Lebhaftigkeit und durch Leichtigkeit. Sie stand ihm mehr, als irgend einem andern Menschen, zu Gebothe: und fast zu jeder Zeit war

er gleich fähig, Verse zu machen, zu scherzen und gut zu erzählen.

Dieß hängt mit zwey Eigenschaften zusammen, die ihm vorzüglich zugehören; mit der leichten Thätigkeit in allen Arten der Kraftäußerung, und mit der guten Laune.

Alle die Männer, welche viel auf andre Menschen wirken sollen, müssen viel hervorbringen. Es ist nicht genug, daß sie größere Fähigkeiten haben, und daß ihre Handlungen und Reden von Folgen sind: sondern sie müssen auch diese Fähigkeiten beständig anzuwenden geneigt und aufgelegt seyn. Dazu gehört, daß die Anwendung nicht eine mühsame Anstrengung koste; denn Anstrengungen wird sich kein Mensch oft unterwerfen. — Man vergleiche, als Lehrer und Schriftsteller, Luthern mit Melanchthon, Voltairen mit Rousseau. Es kann zweifelhaft seyn, auf welcher Seite die größern Kräfte waren: aber das ist unstreitig, daß Luther und Voltaire mehr Einfluß auf ihr Jahrhundert bekommen haben, weil sie weit mehr schrieben, — und sie schrieben mehr, weil sie zu jeder Zeit dazu aufgelegt waren. Unser König gehört in

aller Absicht unter die seltenen Geister, deren Federn immer gespannt sind, die nur wollen dürfen, um die gleichsam im vollkommenen Gleichgewichte ruhenden Seelenkräfte zu allen verschiedenen Aeußerungen, zu welchen sie gemacht sind, aufzuregen.

Er war, nach aller Ermüdung einer Schlacht, oder nach einem kurzen Schlafe, in der Mitternacht Depeschen abzufertigen, und nach einer reichlichen Mahlzeit zum Versmachen geschickt.

Wie wenige Gelehrten haben mehr, als er, geschrieben, wenn man nur bloß seine gedruckten Werke betrachtet. Wenn man aber noch die unzähligen Versuche und Arbeiten hinzunimmt, von welchen in denselben Nachricht gegeben wird, oder die als Vorübungen vor seinen gelehrten Arbeiten vorausgegangen waren: so übersteigen sie die Fruchtbarkeit der schreibseligsten Schriftsteller. Nun setze man die unendliche Menge der von ihm beantworteten Briefe hinzu: und schon dieser Theil seiner Arbeiten scheint auch ein so langes Leben, wie das seinige, sehr wohl ausfüllen zu können.

Im Gespräche war er immer eben so aufgelegt, und seine Ideen flossen immer gleich leicht und unaufgehalten fort.

Die Neigung zur Poesie, das Vergnügen, welches er aus den Werken dieser Kunst schöpfte, der Eifer, mit welchem er sich selbst damit beschäftigte, und sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, ist etwas Charakteristisches von ihm. Sonst pflegt die Poesie nur das Lieblingsstudium der Jugend zu seyn. Mit dem Alter nimmt der Geschmack daran ab. Man verlangt mehr Früchte, als Blumen: und selbst die Verschönerungen der Ideen gefallen nicht mehr, wenn wir begieriger werden, viel neue Ideen in einer kurzen Zeit zu fassen, worin uns die poetischen Zierrathen nur aufhalten. Kommen nun noch trockne, mühsame Geschäfte hinzu: so verwelken die Blumen der Einbildungskraft desto eher. — Bey Friederich war alles dieses nicht. Er sah bis in sein hohes Alter ein gutes Gedicht für das vorzüglichste Werk des Genies an; er liebte noch, seine eignen Gedanken poetisch auszubilden. Dieses so sorgfältige, so lange dauernde Studium der Dichter, wodurch er auch ihre besten Stücke seinem Gedächtnisse einprägte, dieser Hang seines eignen Geistes, an diesen Arbeiten sich mehr, als an irgend einer andern, zu erholen, zeigt die ursprüngliche und dauernde Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft

und ſeiner Empfindlichkeit: ſo wie ſie auf der andern Seite zu Uebungen Anlaß geben, wodurch ſein Geiſt auf eine eigne Art ausgebildet wurde.

Es werde nun dieſe Liebe zur Poeſie, dieſer Fleiß in poetiſchen Arbeiten, als Urſache, oder als Wirkung gewiſſer Eigenſchaften des Geiſtes betrachtet: immer iſt es gewiß, daß einem ſolchen Geiſte ganz genau ausgebildete, wohl ausgedrückte, durch Bilder verſinnlichte, mit Empndfiungen verwebte, auch alte Ideen willkommen ſeyn, und in demſelben ſich feſtſetzen müſſen: denn das iſt der beſſern Poeſie eigen. Sie kann keine andern Gedanken aufnehmen, als die ſchon ganz aufs Reine gebracht ſind, die, ſo zu ſagen, die Werkſtätte des erſten Erfindens und Unterſuchens verlaſſen haben. Dieſe Gedanken bringt ſie zu einer erhöhten Klarheit, findet für ſie den kürzeſten, paſſendſten, wohlklingendſten Ausdruck, wodurch ſie zugleich dem Gemüthe angenehm, und dem Gedächtniſſe eingeprägt werden; ſie ſtellt ſie unter Schilderungen ſinnlicher Gegenſtände dar, oder verbindet ſie mit denſelben, wodurch ſie fähiger werden auf die Empfindung zu wirken. Die Poeſie ver-

einigt in sich auf gewisse Weise alle Geistesfähigkeiten, und läßt keine, mit Ausschließung der übrigen, zu einem fehlerhaften oder unbrauchbaren Extreme gelangen. Es ist die einzige Geistes-Arbeit, die, bey Aeußerung einer großen Kraft, doch noch populär bleibt, (ich rede von der Poesie, wie sie, nach meinem Urtheile, seyn soll, und wie sie der König wirklich liebte,) und diejenige Mittelstraße hält, auf welcher auch der gemeine Verstand ihr folgen kann. Wenn sie also nur nicht zu viel Zeit und Kraft bloß auf den Schmuck verwendet, wenn sie nur nicht den Geist von der Aufmerksamkeit auf das Materiale der Ideen abzieht, und ihn gänzlich mit der Form beschäftigt, wenn sie ihn nicht gegen Wahrheit und Nützlichkeit dessen, was sie hervorbringt, gleichgültig, und für sinnliche Annehmlichkeit allein empfindlich macht: so bildet sie gewiß denselben auf eine zum thätigen Leben vorzüglich brauchbare Weise. Diese Abwege sind aber eher von einem Dichter von Handwerke, als von einem Fürsten, der sich zu seiner Erholung mit der Dichtkunst beschäftigt, zu befürchten. Der Letztere wird es in einer so schweren Kunst, als die Poesie wirklich ist, schwerlich zur größten Vollkommenheit bringen. Wer, so wie

es der König von seinen Gedichten versichert, und wie es aus ihrer Leichtigkeit, ihrer Menge, und selbst vielleicht aus ihren Mängeln sichtbar ist, nur seine Muße auf eine anmuthige Weise, durch eine Geistes-Unterhaltung ausfüllen will, wird es nicht in Anordnung und Ausarbeitung und Ausdrucke und Versification zu dem Grade der Richtigkeit und der Vollendung bringen, die nur die Folge großen Fleißes und lange dauernder Anstrengung seyn kann. Er wird aber auch nicht sich selbst über seinem Werke vernachlässigen, nicht seine Pflichten versäumen, oder seine geistige und moralische Vollkommenheit zurücksetzen, um in einer, zum Theil mechanischen, Kunst größer zu werden. Aber den Geschmack an der Natur wird er durch versuchte Schilderungen derselben gewiß in sich erhalten. Die Empfindlichkeit des Herzens wird unter Umständen, die sonst dasselbe verhärten könnten, schwerer verloren gehn, wenn er oft Empfindungen, sey es auch nur durch Kunst und Nachahmung, ausdrückt. Er wird immer die Thätigkeit im Denken, und besonders die Liebe zur Klarheit in seinen Ideen erhalten, wenn er die großen Dichter, die sich durch den gedrängten Reichthum von Gedanken, und durch die auffal-

lende Evidenz derselben unterscheiden, immer wiederholt, und sie bald studirt, bald nachahmt. Andre Studien sind diesem Endzwecke, besonders für Personen dieses Ranges, nicht so angemessen. Zu einer recht nützlichen Beschäftigung des Geistes gehört nicht bloß das Empfangen von Ideen: sondern auch das Hervorbringen. Aber zu keiner Art von litterarischer Production hat ein Mann, dessen Beruf ihn zu andern Geschäften treibt, so leicht Anlaß, Muße und Aufforderung, als zu Verfertigung poetischer Aufsätze. Indem hier nur Empfindungen oder Gedanken des Augenblicks auf eine lebhaftere Weise dargestellt werden sollen: gehört keine Vorbereitung, keine Arbeit, keine auf diesen Zweck gerichtete Lectüre dazu, — Dinge, welche sonst bloße Liebhaber der Wissenschaften von der Schriftstellerey abschrecken. Die Poesie biethet dem Geiste, der fähig ist, Ideen hervorzubringen, die Gelegenheit an, auch einzelne zerstreute und bekannte zum Stoffe eines vollständigen und eines schätzbaren kleinen Werkes zu machen. — Und die Präcision und Kürze, welche sie im Ausdrucke fordert, trägt nicht wenig dazu bey, den Gedanken selbst mehr Bestimmung und Deutlichkeit zu geben.

So wie die Poesie der Einbildungskraft eine gewisse Oberherrschaft über die andern Fähigkeiten in dem menschlichen Geiste verschafft: so setzt sie auch eine vorzüglich starke Einbildungskraft schon zum voraus. Wer nicht die Bilder der Dichter lebhaft faßt, und sie in einem hellern Lichte, als andre, sieht, findet nicht lange Gefallen an denselben, und wem sich nicht oft Bilder darstellen, die er mit Wohlgefallen und Vergnügen betrachtet, und in deren Ausmahlung er noch mehr Vergnügen hofft, der wird, durch die Arbeit des Versmachens, von der Poesie bald abgeschreckt werden.

Die Imagination des Königs, wie wir sie aus seinen Werken kennen, war nicht eine erhabne, wie Klopstocks, nicht so glänzend, wie Voltaires. Sie war lebhaft, die Dinge mit ihren Farben zu erblicken; und sie führte ihre Gemählde bis ins kleinste Detail aus. In Geschichten sowohl, die er erzählte, als in Schilderungen, die er machte, entwischten ihm die kleinen Umstände nicht, welche im Gedächtnisse leicht verlöschen, aber, wenn vor den Augen des Geistes das sinnliche Bild dasteht, sich eher erhalten; und die so charakteristisch sind, beson-

ders, wenn man die fehlerhafte oder die lächerliche Seite der Dinge aufdecken will.

Es war der Imagination des Königs nicht allein eigen, sondern seinen andern Geisteskräften gemein, daß sie immer thätig, oder immer bereit waren, thätig zu seyn, daß sie nur aufgerufen werden durften, um alles, was sie vermochten, zu jeder Zeit zu leisten, daß sie, mehr als die Fähigkeiten der meisten Männer, seinem Willen unterworfen waren, und sich seinem Vorsatze gemäß äußerten. Viele sehr gute, besonders poetische, Köpfe müssen die Stunden oft lange erwarten, wo ihr Genius sich hören läßt. Es gehört eine besondre Disposition des Körpers, eine besondere Leichtigkeit des Blutes, außerordentliche Veranlassung dazu, wenn sie mit dem Feuer und der Lebhaftigkelt, deren sie an sich fähig sind, denken und schreiben sollen. Bey dem Könige ergoß sich seine poetische Ader fast nach seinem Winke. Er durfte nicht gewisse Stunden des Tages, selbst nicht seine Verdauung abwarten. Er war witzig, launig, bilderreich, wenn er einen Gegenstand vornahm, oder eine Arbeit sich vorsetzte, die dieß erforderte. Diese gleichsam in den völligsten Gleichge-

wichte ruhenden Talente, die deßwegen bey der leichtesten Berührung in Bewegung gesetzt werden können, sind, um viele und große Dinge in der Welt hervorzubringen, sehr nützlich. Man genießt und nutzt seine Talente unendlich mehr, wenn man sie in seiner Gewalt hat.

Der König besaß wahren Geschmack, in allen Gegenständen, die ihm hinlänglich bekannt wurden, oder auf die er Aufmerksamkeit genug wendete, um über sie nach eigner Einsicht urtheilen zu können. Obgleich die Deutschen Schriftsteller ihn, vielleicht nicht ohne Grund, für ungerecht gegen sich hielten: so würden die besten unter ihnen, (wenigstens, wenn sie mit mir gleich denken,) ihn gerne zum Richter ihrer Arbeiten, besonders, was Vortrag, Sprache, Einkleidung und Schmuck betrifft, angenommen haben, wenn er uns eben der Aufmerksamkeit als die Franzosen gewürdiget, und zu der Lectüre unserer Werke eine gleiche Sprachkenntniß gebracht hätte. Die Fehler, die er rügte, waren wirkliche Fehler. Aber er gab uns solche Schuld, die wir nicht mehr begiengen: und er hatte nicht genug von unsern Werken gelesen, um viele wesentliche Schönheiten in den Sachen entdeckt zu haben.

Sein Geschmack war gewiß im Ganzen der wahre, wenn er in allem das Gemäßigte, das Richtige, das von Auswüchsen befreyte, dem Außerordentlichen und Uebertriebenen, auch selbst wenn es mit Vollkommenheiten verbunden war, vorzog. Aber er war vielleicht in so fern zu sehr eingeschränkt, als er das Gute in den Sachen nicht entdeckte, wenn Fehler der Schreibart ihn abschreckten, so wie er oft den Fähigkeiten eines Menschen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn Blödigkeit und ein tückisches Wesen sie verdunkelte. Eben so war er gegen Harmonie, Anstand und Schicklichkeit zu empfindlich, als daß er einzelne wilde Ausflüge des Genies hätte sehr schätzen, und an Werken Vergnügen finden können, wo gewisse Vollkommenheiten in einem hohen Grade vorhanden, aber mit großen Fehlern verbunden sind, besonders, wenn die gute Anordnung des Ganzen fehlt.

Die Kritiken, welche er in seinen Werken über einzelne Stellen aus Voltaires Gedichten fällt, die, welche ich ihn über Stellen Deutscher Schriftsteller habe fällen hören, sind immer gegründet. Aber den Werth des Ganzen bestimmte er zuweilen falsch, wenn er den darin herr-

schenden Geist über den in den Theilen wahrgenommenen Flecken weniger beachtete. Das, was er in den Werken des Geistes irgend einer Nation schön fand, war gewiß schön: aber nicht alles war schlecht, was er verwarf.

Sechste Abtheilung.

Ueber den militärischen Charakter Friederichs des zweyten.

1.

Es geziemt mir nicht, über die militärischen Talente des Königs zu urtheilen. Aber was alle Welt sagt, darf ich wiederholen, und da sein militärischer Geist und seine Siege selbst so großen Einfluß auf seinen Charakter hatten: so ist es mir auch nicht erlaubt, diesen Punct zu übergehen.

Seine erste Anlage und früheste Neigung schien das Militär nicht zu seyn. Es herrschte sogar von ihm die, in der Folge so stark widerlegte, Vermuthung, daß er, der seinem Vater in so vielen Puncten unähnlich war, und so manche Ursache hatte, ihn nicht zu lieben, auch von dessen Lieblingsneigung, den militärischen Schauspielen, ganz abgehn, und dadurch die Sache selbst vernachlässigen würde. — Aber es war nur die stärkere und natürlichere Neigung

zu Gegenständen, die an sich mehr Anziehendes haben. — Die schönen Wissenschaften, die Poesie und die Künste waren das erste, was er liebte. Dieß ist, wie er selbst sagte, das, womit jeder anfangen muß. Bey dem Manne von Genie zeigt sich die Imagination zuerst. Und diese lenkt also den Jüngling zuerst auf die Gegenstände hin, welche der Imagination Nahrung geben. Von ihr gieng er zur Philosophie und zur Geschichte über: denn eines wirklichen großen und fähigen Geistes Vernunft entwickelt sich bald mitten unter den Blumen der Poesie, und verlangt diejenige Nahrung, welche er nur in gründlichen Kenntnissen und in der Untersuchung der Natur der Dinge finden kann. Ein Kopf, der durch Wissenschaften dieser Art früh aufgeklärt ist, und denken gelernt hat, kann in der Folge leicht zu allen Gegenständen übergehn, deren Kenntniß ihm durch die Umstände wichtig wird; und er wird sich diese Kenntnisse leicht erwerben, auch wenn er in seiner frühern Jugend wenig Neigung dazu zeigte und sich nur sehr unvollkommne Begriffe davon gebildet hatte: dahingegen die zu frühzeitige und angestrengte Beschäftigung eines künftigen Regenten mit einer einzigen solchen, zum Theil mechanischen, Sache,

wie das Militär ist, den Geist desselben verengen, und ihn derjenigen allgemeinen Aufklärung weniger empfänglich machen kann, wodurch erst alle besondern Geschicklichkeiten und Talente ihren Werth erhalten.

Das Beyspiel unsers Königs beweist die Richtigkeit dieser Betrachtung. Ihm gefiel das ewige Exerciren freylich nicht, wie er an Suhm schreibt. Er glaubte zuweilen seine Zeit dadurch zu verderben, weil er angenehmere Beschäftigungen des Geistes kannte. Aber eben diese Wissenschaften, die er vorzog, die Wissenschaft der Regierungskunst, der Geschichte, der Poesie selbst, lehrte ihn, daß ein Fürst zu Beschützung seiner Lande verpflichtet sey, und daß er, nur durch wohl disciplinirte und wohl geübte Armeen, seine Sicherheit und sein Ansehn bey Auswärtigen behaupten könne. Seine erste Unternehmung in seiner Regierung war der Krieg, in welchem er unerfahren war. Aber sein Verstand leuchtete ihm vor, — das Uebrige gab in kurzem die Praxis.

Die außerordentlichen Thaten, die er in der Folge im Kriege gethan, und die Vollkommenheit, die er seiner Armee gegeben, und wodurch er sie zum Muster aller Europäischen Heere ge-

macht hat, sind Ursache, daß die Menschen, die immer das Glänzende für das Einzige halten, in Friederich fast nur den großen Krieger, in seinem Charakter die Eroberungssucht, und in seinen Talenten die eines Generals gesehen haben.

Um einen großen Feldherrn zu bilden, ist es nicht immer nothwendig, daß er in die Wissenschaft der Kriegskunst tief eingeweiht sey. So viele Prinzen sind große Heerführer geworden, ohne vorher langjährige militärische Studien getrieben zu haben. Auch war dieß bey dem Anfange der Regierung des Königs noch mehr, wie jetzt, der Fall. Denn damahls war das Kriegführen noch keine so verwickelte und weitläuftige Kunst. Es gehört mehr eine gewisse Art von Verstand, ein gewisser Charakter dazu. — Unter den Kenntnissen sind die von den Armeen und den Waffen, und die von der Natur der Terrains die beyden unentbehrlichsten. Jene erfordert ein besonderes Studium, diese wird leicht erlangt, wenn man gerade das Auge, die Aufmerksamkeit, die Imagination und das Gedächtniß hat, die dazu gehören, um sich in fremden Gegenden leicht zu orientiren, und sich Lagen, oder Flächen vorzustellen. Außer-

dem gehört die Art der Klugheit dazu, welche die jedesmahlige Beschaffenheit der Sachen und den Charakter der Menschen richtig beurtheilt, und unter mehreren möglichen Entschlüssen, ohne weitläuftige Ueberlegung, gerade den richtigsten und den Umständen angemessensten trifft. Es gehört die Entschlossenheit dazu, nicht zu zaudern, wenn man gewählt hat, die Beharrlichkeit, sich nicht durch das erste aufstoßende Hinderniß in seinem ersten Plane stören zu lassen, eine Gabe, Begriffe zu combiniren, derjenigen ähnlich, wie sie sich bey der Erfindung einer Fabel, bey der Intrigue, entweder im Schauspiel, oder bey einem großen Schachspieler, zeigt, dann ein Muth, der dem Geiste Freyheit giebt, auf die Gefahr zu einer Zeit nicht zu achten, wo er ganz unverwendet auf die Gegenstände gerichtet, und der Verstand und die Beurtheilungskraft ungestört wirksam seyn sollen.

Von diesen Eigenschaften hatte der König viele von Natur, mehrere durch seinen frühen Fleiß, den er auf die Wissenschaften wandte, — einige erlangte er erst nach und nach durch seine Feldzüge selbst.

Gegen seinen persönlichen Muth haben seine Gegner, nach einer Thatsache, welche von der ersten,

von ihm gelieferten, Schlacht erzählt wird, Zweifel erregt. Genauere Nachrichten haben die Sache zum Vortheil Friederichs aufgeklärt. Ein von Natur feiger Mann kann nie den Grad von Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit bekommen, den Friederich in der Folge unstreitig bewiesen hat. Aber daß die Art von Tapferkeit, die den großen Feldherrn bezeichnet, die nicht bloß darin besteht, daß man der Gefahr nicht zu entrinnen sucht, — welches auch der Soldat und der geringste Officier nicht, ohne Verlust seiner Ehre, thun kann, — sondern daß man mitten in der Gefahr seine Besonnenheit, und die Ruhe des Geistes erhält, die zum Ueberlegen und Beschließen nöthig ist: daß diese bey Friederich erst nach und nach sich bildete, und zu ihrer Vollkommenheit gelangte, ist unstreitig; aber eben so unstreitig ist es, daß er sie im siebenjährigen Kriege auf eine so ausgezeichnete Art bewies, die allein ihn unter den großen Männern und Feldherrn aller Zeiten einen Platz anweisen würde. Denn diese Tapferkeit ist ohne Zweifel eine der größten Tugenden des menschlichen Gemüths, — eine Stärke, der heftigsten Erschütterung von außen, und dem mächtigsten innern Triebe, der Liebe zum Leben, dergestalt zu widerstehn, oder sie

so unter das Joch der Vernunft, der Ehre, der Pflicht zu beugen: daß sie dem Menschen den völligen Gebrauch seiner Talente und seiner Vernunft frey lassen. Wer das kann, welche andre Schwierigkeiten in Ausübung seiner Pflichten sollten ihm zu schwer fallen?

Was diesen Muth besonders bewährt und ins Licht stellt, sind Unglücksfälle und mißlungene Unternehmungen. Der König war nie bewundernswürdiger, als wenn er dergleichen erfuhr. Er ließ sich dadurch so wenig niederbeugen, er verlor die Besonnenheit so wenig, und selbst, wenn er beynah seinen Untergang vor Augen zu sehen glaubte, faßte er demohnerachtet, zu Vermeidung desselben, so verständige und so dreiste Maßregeln, daß er dadurch das ihm entfliehende Glück zu fesseln schien, zugleich aber auch die höchsten Ansprüche, die ein Mensch und ein Fürst auf den Titel eines tapfern Mannes machen kann, bewährte.

Es ist wahr, er äußerte in den Zeiten, wo Niederlagen und die Menge seiner Feinde ihm einen nahen Untergang drohten, den Entschluß, sich der Entwickelung seiner Schicksale selbst zu

entziehen. Aber hinderte ihn dieß einen Augenblick, so zu handeln, als wenn er keinen andern Ausgang aus diesen Schwierigkeiten, als den Sieg, kannte? War diese Art von Verzweiflung, die er seinen vertrauten Freunden zeigte, in seinen Plänen, Entschlüssen und Befehlen sichtbar? Aeußerte sich irgend die Verwirrung und Unentschlossenheit in seinen Schritten, ob er gleich das Aeußerste erwartete, und auf dieses Aeußerste einen Entschluß gefaßt hatte?

Aber diese Tapferkeit allein macht den Feldherrn noch nicht. Der gesunde Verstand und die richtige Beurtheilungskraft nähern den muthigen Soldaten schon mehr der Würde eines Feldherrn. Und dieser gesunde Verstand unterschied den König, wie ich schon gesagt habe, in allen seinen Schriften, in seinen Reden, in seiner ganzen Staatsverwaltung. Er war die erste Grundlage seiner Größe.

Unter den Fähigkeiten, mit welchen ihn die Natur zum Heerführer vorbereitet und ausgerüstet hatte, scheint auch vorzüglich der richtige Blick in Beurtheilung der Lagen, Entfernungen, oder Höhen der verschiedenen Gegenstände im

freyen Felde gewesen zu seyn, — eine Fähigkeit, deren Entstehung und Entwickelung wir deswegen weniger nachspüren können, weil das übrige Leben des Königs uns zu wenig Uebungen zeigt, durch welche er dieselbe erworben, oder die Gelegenheiten, durch welche sie sich nach und nach von selbst bilden konnte. Er war kein Freund der Geometrie, und kannte vielleicht nur wenig davon. Aber der lebhafte Eindruck, den die Gestalten der sichtbaren Dinge auf ihn machten, die Treue, mit welcher sein Gedächtniß ihm solche wieder darstellte, die Richtigkeit und Ausführlichkeit des Bildes, welches unabänderlich vor seiner Imagination stand: alles das konnte jenen Mangel ersetzen, und ihn lehren, von allen Vortheilen einer Gegend, in der zu wählenden Schlachtordnung, Gebrauch zu machen.

Etwas anders sind seine Siege, etwas anders ist die Vollkommenheit seiner Armee. Doch hängt beydes zusammen. Es war aber nothwendig, daß ein verständiger Mann, der so lange ein Geschäfte trieb, immer mehr die Mängel des Werkzeugs entdeckte, und auf Maßregeln kam, die nicht bloß vorübergehende Vortheile für den Augenblick ihm schafften, sondern

auch die Kriegskunst im Ganzen weiter brachten.

Demohnerachtet ist es noch zweifelhaft, ob die große Vollkommenheit der Preußischen Armee, und die großen Verbesserungen, die während der Regierung Friederichs mit derselben vorgingen, das Werk seines eigen Genies und seiner Erfindungskraft, oder die Frucht seiner Erfahrungen und der Vorfälle, oder endlich das Resultat der vereinigten, durch seine Aufsicht, seine Schätzung, seinen Antheil belebten, Bemühungen aller unter ihm dienenden Truppen und deren Anführer gewesen sind. — Die hohe Achtung, in welcher das Militär unter Friedrich stand, und welche durch seine Siege so sehr erhöht und befestigt wurde, wandte alle Augen auf diesen Punct. Und wie jede Kunst, die am meisten geehrt wird, auch am herrlichsten aufblüht: so konnte es der Kriegskunst im Preußischen an Erfindern und Genies nicht fehlen, da sie so viele Belohnungen der Ehre und des Vortheils für sich aufgestellt sahn.

Das unablässige Exerciren, in welchem Friederich seine Armee anfänglich aus Pflicht,

zuletzt vielleicht aus der Neigung, welche durch die Gewohnheit und den wahrgenommenen Nutzen eingeflößt wird, erhielt, und an dem er persönlich Theil nahm, mußte nothwendig die Fälle, wo gewisse Inconvenienzen bemerklich werden, ihm und allen Unterbefehlshabern so oft vorführen, und die Aufmerksamkeit einer so großen Anzahl von Menschen auf diese Gegenstände so viele Erfahrungen sammeln, und so viele kleine Verbesserungen veranlassen, daß in einer Reihe von Jahren die Summe und die Wirkung davon groß ward, und zur immer wachsenden Vollkommenheit des Heers merklich beytrug.

Der durch Friederich auch andern Nationen in Europa mitgetheilte Eifer für militärische Uebungen wirkte auf seine Armee zurück. Die Erfindungen, welche jene machten, wurden gar bald ihm und seinem Heere bekannt, und indem er sie seiner tiefern Beurtheilungskraft und seinen reifern Erfahrungen unterwarf, entwickelten sich oft bey seiner Armee noch größere Verbesserungen daraus, als die Urheber der Erfindung beabsichtiget hatten.

Den Muth seiner Soldaten zu beleben, Lie-

be durch Popularität und Theilung ihrer Mühseligkeiten sich zu erwerben, die Befehlshaber in Gehorsam und Thätigkeit zu halten, deutliche und präcise Befehle zu geben, immer die beste Hoffnung zu zeigen, — alle diese Eigenschaften, die eigentlich nicht Kriegswissenschaft, aber Klugheit, Menschenkenntniß und Standhaftigkeit voraussetzen, und dem, welcher das oberste Commando führen soll, so nothwendig, als Taktik und Muth sind, waren sichtbar der Antheil Friederichs, und der Grund seiner glücklichen Erfolge.

Man kann nicht leugnen, daß es für ihn ein sehr günstiger und zur Entwickelung aller ihm Ruhm bringenden Eigenschaften nützlicher Zufall gewesen ist, daß er seine militärische Laufbahn mit einem Kriege anfing, dessen glücklicher Ausgang schon durch die Umstände erleichtert wurde, und daß, während dieser Lehrjahre, wenn ich mich so ausdrücken darf, in denen er sich zum künftigen großen Feldherrn vorbereitete, die Schwäche seiner Feinde, und die Gunst der Provinz, in welche er einfiel, ihm so zu Hülfe kam, daß er in kurzem die Eroberung geendiget hatte, und

als Held und Sieger in der Welt auftreten konnt.

Dieß gab ihm Zuversicht auf seine Kräfte. Dieß verbreitete zeitig seinen Ruf durch Europa: und dadurch wurden selbst seine Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen vergrößert. So wie ein kleiner Geist durch das Gelingen seiner ersten Entwürfe aufgebläht, und leicht zu Fehltritten verleitet wird, die seinen Sturz vorbereiten, so wird hingegen ein großer Geist dadurch gestärkt. Die schnellen Fortschritte, die er auf der Laufbahn des Glücks macht, mäßigen selbst seinen jugendlichen Ehrgeiz, indem sie denselben bey Zeiten befriedigen, und verbessern gewisser Maßen seinen sittlichen Charakter, weil sie ihn ruhiger machen.

Wenn man von dem Einflusse, den er auf seine Armee gehabt hat, sie zu dem zu machen, was sie war, reden will: so kann man seine Anstalten, seinen Unterricht, sein Beyspiel, seine beständige Aufsicht und den stillen Einfluß seines Charakters unterscheiden. — Von den ersten, wozu z. B. die zum Unterrichte junger Officiere errichteten Institute, und die Einführung der

Inspectionen gehören, wage ich nicht zur urtheilen.

Was den Unterricht, den er selbst ertheilte, betrifft, so gab er diesen entweder durch seine öffentlich bekannt gemachten Instructionen für die Generale, durch die Rathschläge und Befehle, die er während seiner Kriege ertheilte, durch die Manövers und Schlachtordnungen, welche er bey seinen Revüen durch die Armeen ausführen ließ, und durch seine Privat-Unterredungen mit denjenigen Befehlshabern, welche er für fähig hielt, in das Innre der Kriegskunst eingeführt zu werden. Einen Schatz von militärischen Erfahrungen hatte er unstreitig gesammelt. Und obgleich nur eine geringe Anzahl von Officieren in der Lage war, sie von ihm selbst mitgetheilt zu empfangen: so verbreitet sich doch ein weises Wort eines Königs, ein Wink, ein gegebner Rath, bald von Mund zu Mund, durch das ganze Gefolge, das ihn umgiebt; es dringt bis an die Gränzen seines Reichs. —

Aber gewiß hat sein Beyspiel und seine Aufsicht noch mehr gethan, als sein Unterricht.

Durch das erste gab er nicht nur dem Militärstande eine Würde, die jedem, der dazu gehörte, einen Eifer, sich zu zeigen, einflößte, sondern er erleichterte auch die schweren Tugenden der Pünktlichkeit, der Ertragung aller Mühseligkeiten, und die ermüdende Aufmerksamkeit auf die Regelmäßigkeit im Kleinen, die der Grund aller glücklichen Erfolge im Großen ist. Er war selbst Soldat, trug nicht bloß die Uniform dieses Standes, sondern studirte die Wissenschaft, und übte die Tugenden desselben. Er wohnte den Evolutionen seiner Truppen nicht bloß bey, wie so viele große Herren seiner Zeit: sondern er ordnete sie an.

Was beständige Aufsicht in irgend einem Zweige der Regierung thun kann, besonders, wenn der Souverain geschickt ist und die Meinung von sich erregt hat, daß er überhaupt großen Verstand, und in die Sache, wovon die Rede ist, vorzügliche Einsicht besitze, wenn hiervon auch keine andern Beweise vorhanden wären: so würde der Zustand und die Vollkommenheit der Preußischen Armee unter Friederich dem zweyten sie geben können. Das Auge eines solchen Fürsten allein, seine Gegenwart, die Furcht, daß er je-

den Fehler bemerke, wenn sie auch gleich oft ein bloßes Schreckbild ist, die Hoffnung, daß er jeden gemachten Fortschritt mit Beyfall gewahr werde, wenn diese auch mehrmals getäuscht worden ist; — bloß der Umstand, daß man ihn mit diesem Gegenstande so ernsthaft beschäftiget sieht, flößt der Armee einen allgemeinen Eifer ein, auch wenn er noch keine Belohnungen und Strafen ausgetheilt hat, oder wenn man auch die Vertheilung derselben nicht für völlig gerecht hält.

Endlich, der Einfluß des Charakters zeigt sich vornehmlich im Kriege, und bey dem gemeinen Manne. Der Charakter des Heerführers ist es, durch den er Vertrauen zu seinem Anführer bekömmt, wenn er ihn mit allen den Eigenschaften ausgerüstet glaubt, die ihm eine Ueberlegenheit über den Feind geben, und den Sieg zusichern. Dadurch wird er zum Gehorsam und zur strengen Beobachtung der Disciplin gebracht, wenn er ihn des Herrschens fähig, für strenge in der Aufrechthaltung seiner Befehle und für weise in der Ertheilung derselben hält. Denn weder Strafen noch Belohnungen können viele Menschen einem so unterwürfig machen, als die Meinung, die sie von seiner Erhabenheit haben. Durch den Charakter des

Königs wurde die Liebe und die Anhänglichkeit der gemeinen Soldaten, unter allen Beschwerden der Feldzüge, unverändert erhalten. Durch ihn wurde die Einigkeit unter den Truppen und noch mehr unter ihren Anführern befördert, und der Eifersucht, dem Rangstreite, und der Feindschaft gewehrt, die so oft die Officiere derselben Armee von einander trennt, und sie veranlaßt, zum Schaden der gemeinen Sache, sich wechselsweise in ihren Unternehmungen zu hindern, und, um nur ihren Rivaln zu schaden, selbst das Beste des Ganzen aufzuopfern.

Das Resultat dieser ganzen Betrachtung ist: der König hat zwar, durch Studium, Nachdenken, und besonders durch die Erfahrung, eigentlich militärische Kenntnisse erlangt, und da er dieselben von so vielen Seiten sammeln konnte, da er viele Jahre allein, und sein ganzes Leben hindurch, vorzüglich auf diesen Theil der Regierung sein Augenmerk richtete; da seine bloße Lage ihn zum Uebersehen des Ganzen geschickter, als jeden andern, machte: so gehört er auch ohne Zweifel, insofern der Krieg eine Kunst ist, zu den ersten Meistern derselben. Aber was ihn eigentlich in den Stand setzte, diese Kunst mit so großem Erfolge auszuüben, was ihn als Feld-

herrn so sehr über seine Feinde erhob, und ihm, bey einer kleinen Macht, den Sieg über die Menge derselben verlieh, war die Vereinigung eben derjenigen Geistesfähigkeiten mit wissenschaftlicher Aufklärung, und mit Tugenden des Charakters, wodurch er der gute Verwalter seiner Finanzen und der gute Regent wurde. — Ein aufgeklärter, ein thätiger, ein standhafter König, vervollkommnet gewiß das, worauf er sich vorzüglich legt, und was er einer großen Aufmerksamkeit würdig schätzt. So hat Friedrich sogar mittelbar die Deutsche Litteratur verbessert, ob er sie gleich verachtete, weil er überhaupt die Liebe zu den Wissenschaften ausbreitete. Wie stark müssen die Strahlen seines Genies und die seiner Gunst auf den Zweig der Wissenschaft gewirkt haben, wo sie sich gleichsam vereinigten: da sie sogar noch da das Wachsthum und Aufblühen beförderten, wo sie nur gebrochen und schwach hinfielen.

Ich unterwerfe diese Gedanken über den militärischen Charakter des Königs dem Urtheile der Männer von Handwerk, den Helden, die, von ihm angeführt, gefochten, oder unter seiner Aufsicht sich zur künftigen Vertheidigung des Vaterlandes vorbereitet haben. Sie selbst werden

am besten wissen, durch welchen Einfluß Friederichs Geist sie belebte, welche Triebfedern in ihnen so gespannt wurden, woher die Einsichten flossen, oder wodurch sie die Fertigkeiten sich eigen machten, die dem Körper, zu welchem sie als Glieder gehörten, die Ueberlegenheit über die Heere anderer, auch tapfern und kriegerischen Nationen gaben.

2.

Das, was der König dem Adel ausschließend zuschrieb, war das Ehrgefühl, — das mit der Tapferkeit zusammenhängt, und Feigheit und Schwäche für schändlich hält; um deßwillen er ihn auch zur Anführung der Truppen allein oder vorzüglich fähig glaubte. Aber welchen Grund führt er dafür an? Nur diesen: daß der Bürgerliche, der sich durch eine feige oder niederträchtige Handlung beschimpft, sich in die Dunkelheit seines vorigen Standes zurückziehn, und dadurch der Schande selbst entgehn könne. Es steht ihm noch immer offen, meint der König, als Krämer und Handwerker vergessen zu werden: und unter Leuten zu leben, unter welchen eine feige Handlung keine Brandmahl ist. Dahingegen findet der Adliche, wenn er entehrt ist, gar keinen

Zufluchtsort bey der Classe, mit welcher er immer gelebt hat, selbst nicht bey seinen Verwandten.

Es ist sonderbar, daß der König, in der Stelle, wo dieses vorkömmt, von dem Verdienste überhaupt redet; und daß er zuletzt bloß Tapferkeit versteht.

Es ist aber der Mühe werth, diese Begriffe des Königs selbst, die nicht ihm eigen, sondern alt und eingewurzelt sind, selbst zu untersuchen.

Ist Ehrgefühl, in seinem wahren und ausgebreiteten Sinne, die Furcht vor schändlichen Handlungen, d. h. vor unmoralischen, die zugleich Niederträchtigkeit verrathen, einerley mit Muth in Gefahren? oder ist es mit ihm nur so genau verwandt und so unzertrennlich verbunden, als der König zu glauben scheint?

Ist diejenige besondre Art des Ehrtriebes, welche Kriegstapferkeit befördert, und Furchtsamkeit in Gefahren verbannt, dem Adel vorzüglich eigen? und wenn dieß ist, in welchen Eigenheiten dieses Standes liegen die Ursachen hievon?

Es ist erstlich gewiß und allgemein bekannt, daß es Menschen giebt, die sehr brav sind, und doch sonst sehr schändliche Handlungen begehn.

Es ist dieß bey den niedern Ständen und bey den ganz ungebildeten Menschen gar oft der Fall. Weil bey ihnen der Muth aus einem Gefühle der körperlichen Stärke, aus der Hitze des Bluts, der großen Bewegung der Lebensgeister, und der Unbesonnenheit entsteht, die an die Gefahren nicht denkt, aus eben diesen Principien aber die heftigsten Leidenschaften entspringen, und der gänzliche Mangel eines Widerstandes gegen dieselben von Seiten der Vernunft und der Vorsicht: so enthält eben dieselbe Disposition des Körpers und der Seele, welche sie beherzt macht, auch Ursachen, sie unmoralischer zu machen. Ob sie nun bey solchen Ausschweifungen sich derer, mit welchen Niederträchtigkeit verbunden ist, als Diebereyen und Gewaltthätigkeit gegen Schwächere, enthalten: das hängt von ihrer anderweitigen Bildung ab.

So wie die Stärke selbst, sey es des Körpers oder der Seele, kein moralisches Principium, sondern gleichsam das Werkzeug ist, durch welches wir moralische Entschlüsse ausführen: so ist das Gefühl und Bewußtseyn der Stärke, welches zur Bravheit führt, gewisser Maßen gegen Tugend und Laster gleichgültig; es verstärkt die Heftigkeit jedes Bestrebens, und überwindet die

Hindernisse und Einschränkungen; ohne die Richtung des Bestrebens zu verändern. Der sinnliche Jüngling, wenn er kühn und muthig ist, schweift noch mehr aus. Der Stolze wird noch übermüthiger und zum Beleidigen andrer aufgelegter, — der Habsüchtige noch gewaltthätiger. Aber der wohlthätige und menschenfreundliche Brave wird auch behender, schwere Dienste zu leisten, und, weil er unbesorgter für sich selbst ist, fähiger, an Andrer Schicksale Theil zu nehmen. Wenn, ohne Rücksicht auf Grundsätze, dieser bloß im Temperamente gegründete Muth in den Charakter Einfluß hat, so ist es der: daß er weniger den Hang zu Hinterlist als den zu Gewaltthätigkeit zu erwecken scheint: daß er diejenigen Tugenden sowohl als Laster, zu welchen Stärke gehört, mehr begünstigt, als die, welche eine unterdrückte oder zurückgehaltne Kraft voraussetzen.

Ganz ein andrer Fall ist es in Absicht der Tapferkeit, welche eine Tugend der Seele ist. Diese besteht in der Stärke der Vernunft, welche den natürlichen Abscheu vor allem, was Schmerz droht, oder Gefahr mit sich bringt, durch den Gedanken von Pflicht, oder durch die

Triebfeder des Vorsatzes Gutes zu thun, überwindet. Diese Tapferkeit ist ohne Zweifel, wie jede Tugend, mit dem Ehrgefühle der besten Art verbunden. Und es giebt eine gewisse Erklärung dieses letztern, nach welchem es beynahe mit Tugend von gleicher Bedeutung ist. Nähmlich die wahre Ehre ist die Achtung, welche jedes vorzügliche Verdienst denen, die es kennen lernen und selbst gute Menschen sind, einflößt. Und das Ehrgefühl, im edelsten Sinne, ist entweder eine Begierde dieses Verdienst zu erwerben, und in gemeinnützigen Thaten leuchten zu lassen, — oder auch das Bewußtseyn, etwas schon davon zu besitzen und dafür erkannt zu werden; woraus alsdann ein noch größerer Eifer erwächst, die Vollkommenheit, der man sich genähert hat, zu erreichen, eine behutsamere Sorgfalt, den Ruhm, welchen man errungen hat, nicht zu verdunkeln. — Wenn dieses letztre, das Gefühl eines eignen und von der Welt anerkannten Werths, mit der Tugend der Tapferkeit in einer genauern und nothwendigern Verbindung zu stehen scheint, als mit andern Tugenden: so ist es nur deßwegen, weil wir diese Tugend für vorzüglich schwer halten; und jener edle Stolz einen zwiefachen Bewegungsgrund

enthält, und die Triebfedern also verdoppelt, welche den Schwierigkeiten entgegen wirken.

Nähmlich der Mensch, welcher bloß nach moralischem Werthe trachtet, hat nur die Kraft eines festen Entschlusses. Der, welcher sich auch schon einen moralischen Werth zuschreibt, hat die Kraft einer gewissen Seelenerhebung, und die, welche in der dem Menschen natürlichen Begierde liegt, nichts von dem verlieren zu wollen, was er einmahl errungen hat. Die Begierde nach Gelde, oder die Sparsamkeit, welche alles zu Rathe hält, findet sich bey dem Armen, der keine Aussicht hat, Eigenthum je zu erwerben, selten in dem Grade, als bey dem, welcher durch ein gesammeltes Kapital schon die Hoffnung faßt, reich werden zu können.

Dieses Ehrgefühl aber, bey welchem Trieb zur Vollkommenheit und Bewußtseyn gewisser Tugenden die Hauptsache ausmacht, und die Achtung anderer, welche man begehrt, oder auf die man stolz ist, nur als Zeugniß und Bestätigung für die Wahrheit unseres Urtheils in Betrachtung kömmt: dieses Ehrgefühl ist, so wie die Art von Tapferkeit, welche mit ihm zusammenhängt, keinem Stande eigen. Es kann nicht durch Geburt und Ahnen gegeben werden. Eine gewisse Er-

ziehung, eine Ausbildung der Vernunft gehört freylich dazu, wenn die moralischen Principien sich im Menschen bis zu jener Reife entwickeln sollen. In Ermangelung der ersten, werden die besten Anlagen der Natur erstickt, oder bleiben unreif. Und diese Erziehung, diese Ausbildung allen Ständen gemein zu machen: dazu haben wir bisher die Mittel noch nicht gefunden. Hieraus entspringt immer noch eine Absonderung der Stände, welche, obgleich sie im Glücke und im Zufalle ihren Ursprung hat, doch auf das Persönliche und Wesentliche im Menschen, auf Vernunft und Moralität, Einfluß behält. Aber der Mittelstand, der sogenannte Bürgerstand ist es jetzt nicht mehr, der sich auf diese Weise vom Adel unterscheidet. Eine gleiche wissenschaftliche und moralische Erziehung, eine gleiche Ausbildung des Verstandes und des Charakters, steht beyden offen, und es ist also der Besitz jener edeln Gefühle, zu welchen der gebildete Mensch, wenn seine Natur-Anlagen günstig sind, gelangt, kein Vorrecht des einen dieser Stände, sondern ist nur der Vorzug einzelner Personen unter beyden.

Auch außer dem Mangel der Erziehung, kann jenes Ehrgefühl, in den alleruntersten Classen der bürgerlichen Gesellschaft, durch den Druck

des Mangels und dringender körperlicher Bedürfnisse, so wie durch die Ermüdung von körperlichen mechanischen Arbeiten, und durch den starken und kleinen Eigennutz, der den Menschen unter solchen Umständen beständig beschäftigt, unterdrückt werden.

Aber wenn von diesen beyden äußern Hindernissen, der mangelnden Erziehung, und der mangelnden Muße und Geistesfreyheit, abstrahirt wird, (wovon das erste vielleicht keinem Stande nothwendig anklebt, wenigstens dem Mittelstande nicht eigen ist, das zweyte aber in allen Ständen seinen Einfluß äußert, wo Dürftigkeit und drückende Nahrungssorgen hinreichen können): so kann das äußere Verhältniß des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft die Grundprincipien seiner Seele nicht ändern. — Und wenn Liebe zur Gerechtigkeit und zum Wohlthun, wenn Mäßigung der Begierde und Selbstbeherrschung, sich, unstreitig, unter allen Ordnungen jener Gesellschaft, in gleichem Maße ausgetheilt finden: so ist kein Grund vorhanden, warum Standhaftigkeit und Muth zu Ausübung gefährlicher Pflichten, insofern es moralische Tugenden sind, zu dem ausschließenden Eigenthume irgend einer Classe gehören sollten.

Aber die wahre Beschaffenheit der Sache ist folgende. So wie die äußere Standeshoheit, Titel und Rang in der Gesellschaft, welche dem Besitzer eine gewisse Achtung der Welt sichert, mit der wahren Ehre, welche in dem leuchtenden Glanze der Tugend besteht, gewisse Aehnlichkeit hat; — indem sie das Betragen andrer gegen den geehrten Mann fast auf gleiche Weise bestimmt: so entsteht auch aus dem Bewußtseyn, sich durch jene äußere Vorzüge von seinen Mitbürgern zu unterscheiden, bey dem Menschen selbst ein Gefühl der Erhabenheit, welches jenem natürlichen und tugendhaften Ehrgefühle ähnlich ist, und ähnliche Wirkungen auf sein Gemüth äußert.

Wer sich nähmlich in der Welt durch Geburt und Glück schon so erhaben findet, daß Andrer Augen auf ihn sehn: der wird dadurch mehr angespornt, wenigstens nicht durch Handlungen, die in der Meinung der Welt für niederträchtig gelten, den Glanz, welcher ihm zu Theil geworden ist, zu beflecken. Der Gedanke, daß uns, wegen ererbter Vorrechte, eine gewisse Ehrenbezeugung von Seiten andrer gebühre, ist mit der Ueberzeugung des Tugendhaften, daß er die Achtung der Vernünftigen, wegen erfüllter Pflich-

ten, verdiene, nicht von gleicher Natur und Würde. Aber in den Empfindungen selbst, die daraus entstehn, in der Disposition des Gemüths, die aus der Wiederholung solcher Empfindungen zurückbleibt, und in der Aufgelegtheit zu denjenigen Handlungen, welche in dieser Disposition leichter werden, ist etwas Gleichartiges. Aus beyden entsteht ein gewisser Stolz: und Stolz ist Kraft, und Kraft macht beherzt.

Es ist gewiß, daß Dreistigkeit im Umgange, und Muth in Gefahren, nur zwey Schattirungen einer und eben derselben Eigenschaft sind. Aber der vornehme Jüngling erlangt die erste augenscheinlich leichter. Er ist vor Verachtung gesichert, und er kann schon auf eine gewisse Aufmerksamkeit rechnen. Das erste nimmt ihm eine Sorge ab, die den unbekannten Neuling, wenn er in die Gesellschaft eintritt, zerstreut und unfähig macht; das zweyte giebt ihm einen Antrieb mehr, sich von seiner besten Seite zu zeigen, weil er weiß, daß er nicht umsonst sich bemühen wird. — Diese zeitige Befreyung von schüchterner Unterwürfigkeit unter vornehmen Mitbürgern, erstreckt ihren Einfluß weiter, als auf den gesellschaftlichen Umgang, in welchem sie dem adlichen Jünglinge zuerst auf eine merk-

liche Weise nützlich wird. Sie stärkt überhaupt das Temperament, belebt die Einbildungskraft, giebt dem Willen und allen Bestrebungen eine größere Freyheit, und befördert also diejenige Disposition des Körpers und des Geistes, welche auch in Gefahren unerschrocken macht. Das also vermag der angebohrne Stand, oder vielmehr die in der Welt herrschende Meinung von demselben, nicht, daß sie dem Menschen mehr Seelengröße, mehr Entschlossenheit seine Pflicht zu erfüllen, mehr Abscheu vor allem, was schändlich ist, gebe: wohl aber vermag sie, seine Lebensgeister von Jugend auf ungeschwächter zu erhalten, ihn in weniger Lagen zu bringen, in welchen er seine Kraft einschränken und zurückhalten muß; und ihn zu den muthvollesten Aeußerungen derselben, in der Gefahr, durch die größre Freymüthigkeit, die er sich im gesellschaftlichen Umgange erlaubt, vorzubereiten.

Dazu kömmt nun der Einfluß selbst, welchen die militärische Bestimmung des Adels, in den meisten Ländern Europens, auf die Jünglinge dieses Standes äußert. Von dieser Bestimmung rührt die Meinung her, die durch Erziehung und Beyspiel dieser Jugend zeitig eingeprägt wird, daß Tapferkeit die eigentliche Tu-

gend des Adels, und Feigheit die besondre Art des Schändlichen sey, welches ihn der Vorzüge seiner Geburt, mehr als andre Laster, beraube. Diese Auswahl der Tugenden mag noch so wenig durch die Vernunft bestätiget werden, und den gegenwärtigen Umständen der bürgerlichen Gesellschaft angemessen seyn: solange dieses Vorurtheilt herrscht, solange es in dem Munde aller der Personen ist, welche dem jungen Adlichen ehrwürdig sind, und noch mehr, solange es in dem Betragen der Gesellschaft, in welcher er zu leben wünscht, und in der Art, wie sie Ehre und Schande austheilt, sichtbar ist: so lange wird der Ehrtrieb, der in allen Menschen, und in den guten vorzüglich, rege ist, bey dem Adel vornehmlich auf das Bestreben, für unerschrocken zu gelten, und auf die Vermeidung alles dessen, was Furchtsamkeit und Zaghaftigkeit anzeigen könnte, hingeleitet werden. — Die Kräfte selbst aber werden vermehrt, wenn die Triebfedern, die sie in Bewegung setzen, eine bestimmtere, einfachere Richtung bekommen.

Die Fortdauer jenes Vorurtheils aber und seine Wirkungen sind nirgends sichtbarer, als bey den Zweykämpfen, denen der Adel sich noch immer zu unterziehn für verpflichtet hält, und

zu welchen er sich ein gewisses ausschließendes Recht anmaßt. — Sie tragen unstreitig dazu bey, die Tapferkeit unter diesem Stande zu erhalten, weil sie, von der einen Seite, ihm immer eine Art von Gefahren mitten im Frieden darbiethen, in welchen er dieselbe nöth'g hat, und weil sie ihm, von der andern Seite, Gelegenheit geben, zu erkennen, wie hoch diese Eigenschaft unter seines Gleichen geschätzt werde, und wie sehr das Gegentheil entehre. Dieß ist ohne Zweifel der Grund, warum die Monarchen nie im Ernste daran gearbeitet haben, den Zweykampf auszurotten. Aber freylich, indem die Ehrengesetze die Tugend der Tapferkeit begünstigen, zerrütten sie alle übrigen moralischen Begriffe. Wenn derjenige, der sich dem Hazard eines Zweykampfs nicht aussetzen will, in der Gesellschaft seines Standes nicht gelitten wird, gesetzt auch, daß er bloß auf eine übermüthige Art sey beleidigt worden; wenn hingegen der unerschrockne Vertheidiger seiner Ehre auch eine tadelhafte Veranlassung des Streits in den Augen der Welt wieder gut macht, und selbst vorhergehende schlechte Handlungen in Vergessenheit bringt, sobald er mit Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit, bey der gegebnen Genugthuung, handelt: so wird al-

lerdings die Ehrbegierde, die lediglich der Meinung folgt, und nur sucht geschätzt zu werden, nicht schätzenswürdig zu seyn, das Verdienst, brav zu seyn, allen andern vorziehn. — Aber die Behutsamkeit vor Ausschweifungen andrer Art wird bey Gemüthern, die nicht, durch bessere Grundsätze, vor dem Einflusse irriger Volksmeinungen bewahrt sind, desto mehr geschwächt werden, je mehr sie in dem persönlichen Muthe ein Mittel zu besitzen glauben, jeden andern Schandfleck auszulöschen, und jeden Vortheil eines unbescholtnen Ruhms, bey aller Befriedigung ungezähmter Leidenschaften, zu genießen.

Man kann also die Maxime des Königs mit Recht umkehren. Nicht, weil der Adel von Natur tapfrer ist, deßwegen ist er militärischer Würden fähiger, und zu denselben allein zuzulassen, sondern, weil man die militärische Laufbahn für ihn ausschließend bestimmt hat, dadurch wird er tapfrer. Jeder andre Stand, der dieselben Belohnungen des Muths zu erwarten hat, der eben so viel Leichtigkeit vor sich sieht, durch militärisches Verdienst emporzukommen, wird auch eben so viele Beyspiele von den natürlichen Eigenschaften und den erworbnen Tugenden unter seinen Gliedern aufzuweisen haben, die zu

der Ausrichtung jener Geschäfte nöthig sind. Die Erziehung jedes Standes modelt sich nach und nach zufolge der gewöhnlichen Bestimmung seiner Glieder. Wo die Bauern ohne Unterschied dem Soldatendienste gewidmet sind, da wird endlich der Charakter des Landmanns militärisch: und die Tapferkeit, welche sich der oberste Stand als sein Eigenthum zuschreibt, zeigt sich dann als eine gemeine Eigenschaft des allerniedrigsten. Weil der Mittelstand mehr zu friedlichen Geschäften, zur Cultur der Wissenschaften und Künste bestimmt wird, so vernachlässigt er diejenigen Uebungen mehr, welche den Körper abhärten, und beschäftigt sich weniger mit solchen Ideen, die zur Erhöhung des Muthes dienen. Beym Adel kömmt die Macht der Gewohnheit, welche auch den Bauer kriegerisch machen kann, mit der Triebfeder des Ehrgeitzes zusammen, welche ihm allein eigen ist. Die Reden und Gesinnungen der Eltern und Verwandten erfüllen schon das Gemüth des Knaben mit der Begierde für herzhaft angesehen zu werden, und mit der Verachtung gegen die, welche sich fürchten. Als Jüngling findet er in dem schönen Geschlechte dieselben Meinungen wieder: und dieses, welches seine sittliche Bil-

dung vollendet, wird auch für ihn ein Lehrmeister der Tapferkeit. Er wird gewahr, wie viel es dazu beytrage, den Weibern zu gefallen, wenn man von ihnen für furchtlos gehalten wird. — Die Beyspiele und das Andenken von Verwandten, die in Kriegsdiensten Ruhm und einen hohen Rang erworben haben, kommen hinzu, diese Ideen zu unterstützen. Und endlich ist dieß der Weg des Glücks und der Ehren, welcher ihnen ausschließend offen steht, und ihnen eine sichre Emporhebung über ihre Mitbürger verspricht.

Dieß sind die zufälligen Ursachen, welche machen können, daß es den Schein hat, als wenn mit Adel und vornehmer Geburt die Tapferkeit und der kriegerische Muth vererbt würde. Dieser Charakter kann sich vielleicht bey Personen des hohen Standes öfter zeigen, weil er unter ihnen mehr Gelegenheit hat sich auszubilden, und weit reichlicher bey denselben belohnt wird. Der Ehrgeitz desselben kann daher auf diesen Punct vorzüglich gerichtet seyn. Aber das ächte Ehrgefühl, welches auf die Erlangung von Tugend und Verdienst überhaupt geht, ist ihm deßwegen nicht vorzüglich eigen. Auf dieses letztere kann kein Stand seine Ansprüche auf-

geben, ohne seine menschliche Würde zu erniedrigen.

Der König scheint wirklich diese Begriffe zuweilen sowohl in seinen Urtheilen, als bey seinen Maßregeln verwechselt zu haben; und er wurde dadurch in beyder Absicht zu Ungerechtigkeiten verleitet. Er konnte, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, Grund haben, dem Adel, nach der Regel, die Befehlshaberstellen bey seiner Armee allein aufzubehalten.

Das Corps des Adels war in seinen Ländern zahlreich genug, um diese Stellen ausfüllen zu können. Die Gewohnheiten, Sitten und selbst die Vorurtheile des Standes sind Vorbereitungen zu kriegerischen Geschäften. Endlich ist die Gewohnheit des Adels, auf seinen Gütern zu herrschen, und die des Bauern, Adlichen zu gehorchen, ein Grund, warum die Subordination bey einer deutschen Armee am besten gesichert ist, wenn der Officier aus dem ersten, der Soldat aus dem letztern Stande genommen wird. Aber dann that Friederich unrecht, wenn er bürgerliche Officiere, die ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, im Kriege selbst, und mitten unter Gefahren, erprobt hatten, nach Endigung derselben von der Armee entfernte, als wenn, trotz aller Beweise von Kriegstalenten und kriegerischen

Tugenden, welche ein bürgerlich gebohrner Mann gab, dem Stande selbst eine natürliche Unfähigkeit anklebe, in diesem Berufe dem Staate dienen zu können. Dann folgte er bloß dem Vorurtheile, und nicht mehr seiner Vernunft, wenn er seine Armee dadurch zu reinigen und zu veredlen glaubte, indem er die Unadlichen, welche untadelhaft ihren Posten vorgestanden hatten, doch von den Belohnüngen der Ehre ausschloß, mit deren Hoffnung sie in den Dienst getreten waren. Und am unbilligsten wurde er, wenn er dieses Verfahren bey sich selbst und bey der Welt, durch so unbestimmte Sätze, als der, daß das Ehrgefühl, welches Feigheit und schändliche Flucht bey pflichtmäßigen Gefahren verbiethet, dem Bürgerstande fehle, zu rechtfertigen sucht. Auch ist der Gedanke des Königs in der That unrichtig: daß ein Bürger, der sich als Officier entehrt, in einer niedrigern Profession, und durch die Dunkelheit seines ehemaligen Standes, zu der er zurückkehre, der Strafe, welche bey einem Adlichen auf eine solche Schändung folgt, eher entgehen könne. — Nicht die Geburt, sondern die Gewohnheit bestimmt für den Menschen die Lebensart, in welcher er allein glücklich seyn kann, und den Umgang, der ihm zusagt. Sich in beyder Absicht unter die Lage

erniedrigt zu sehn, in welcher man seine Jünglings- und männlichen Jahre zugebracht hat, ist für das Herz des Bürgers nicht weniger kränkend, als für das Herz des Edelmanns. In einem gewissen Alter kann man eben so wenig zu bürgerlichen Gewerben mit einiger Hoffnung des Erfolgs zurückkehren, als es in demselben möglich ist, die höhern Laufbahnen der Wissenschaften und des militärischen Ruhms mit Glück anzufangen. Noch weniger ist es möglich, nach einer solchen gewaltsamen Veränderung des Zustandes, zufrieden und glücklich zu seyn. Und gesetzt auch, daß den bürgerlichen, durch Feigheit und schlechte Aufführung geschändeten, Officier sein voriger Stand mit mehr Nachsicht aufnehme, als der Adliche von seines Gleichen, und selbst von seiner Verwandtschaft, hoffen darf: (eine Sache, die doch nichts weniger als bewiesene Thatsache ist,) so würde hingegen der adliche Officier desto eher in fremden und feindlichen Armeen eine Zuflucht finden, bey welchen der Nahme der Familie bekannt, die Unehre des Mannes unbekannt ist, oder bey welchen es auch zuweilen als eine Empfehlung dient, dem Monarchen mißgefallen zu haben, gegen welchen Eifersucht und Feindschaft in dem Lande, wohin er seine Zuflucht nimmt, herrscht.

Großer Männer Ideen verdienen, daß man sie untersuche. Man wird bey denselben immer, wie hier bey den Ideen des Königs, Gründe finden, warum sie dieselben faßten; und diese Gründe werden uns etwas von der Natur der Sache lehren. Aber indem wir in diese Natur tiefer eindringen, werden wir auch erkennen, wie leicht sich selbst in großen Geistern Irrthum mit Wahrheit vermischen, — und wie nah Vorurtheile sich an richtige Erfahrungen anschließen können. Die Verschiedenheit der Stände verändert und modificirt die Gelegenheit, besondre Talente auszubilden, oder gewisse Tugenden zu zeigen: aber die Würde der Menschheit, die, zu allem fähig zu seyn, wozu Vernunft und sittliches Gefühl hinführen kann, sobald die Veranlassung dazu vorhanden ist, — diese wird durch jene Unterordnung auf keine Weise afficirt. Kein Recht muß von jedem Stande eifriger vertheidigt werden, als dieses, daß er zu allem, was Tugend und Vollkommenheit heißt, gelangen könne, wenn er auch nicht zu allen Belohnungen derselben gelangen kann. Und es hat sicher auf die Regierung eines Fürsten einen nützlichen Einfluß, wenn er sich von der Gleichheit der Menschen in der ersten Rücksicht überzeugt, gesetzt auch, daß er die Ungleichheit derselben in der zweyten beybehält und befestigt.

Siebente Abtheilung.

Fragmente

vermischten Inhalts,

zur

Charakter-Schilderung

Friederichs des zweyten.

I.

Der eigenthümliche und allgemein durchscheinende Charakter des Verstandes des Königs ist gesunde Vernunft. Nicht Tiefsinn, nicht ausharrende Meditation war seine Sache. Ein richtiger Blick, den man sich durch die Erwägung der verschiedenen Seiten des Objects erwirbt, und eine daher entspringende Mäßigung des Urtheils in allen Dingen ist, was ihn auszeichnete. Die Extreme, für welche sich witzige Köpfe, und besonders die Franzosen, so gern erklären, wurden von ihm nicht geliebt. Viele Stellen in der Correspondenz mit d'Alembert zeigen es. Selbst in Sachen, wo er die frühesten und größten Vorurtheile eingesogen hatte, wo gesunde Vernunft ohne gelehrte oder tiefsinnige Untersuchungen nicht ausreicht, und wo man am meisten in Gefahr ist, das Maß zu überschreiten, weil

man Bande vorher hat zerreißen müssen — in Sachen, welche die Religion und die Priesterschaft betreffen, urtheilt Friederich viel gemäßigter, als der Französische Philosoph. Die Briefe des letztern werden durch immerwährende Ausfälle auf das Katholische oder Christliche Lehrsystem und die Hierarchie ermüdend. Er lobt und schätzt alles, was dem geistlichen Stande wehe thun, oder ihm eine Wunde beybringen kann, und geräth, im Eifer wider ihn, auf die seltsamsten Einfälle. Der König in seinen Antworten berichtiget diese Ausschweifungen, und selbst unglaubig und sogar zuweilen Spötter, erkennt er doch, in Augenblicken des Nachdenkens, daß Mißbräuche von dem Wesen des Instituts abgesondert werden müssen, und daß das Christenthum in seinem Ursprunge moralisch gut war. — Diese Mäßigung, dieses von Paradoxien und Schwärmerey freye, gelassene Urtheil, auch in Dingen, wo er von der gemeinen Meinung abgieng, bekam mit dem Alter immer mehr in seinen Reden und Schriften die Oberhand.

Unsre ersten Ideen fassen wir durch Anstrengung, es sey unsrer Imagination, unsrer Aufmerksamkeit, oder unsers Witzes. Kein Wun=

der, daß wir alsdann durch die zu sehr gespannte Kraft über das Ziel der Wahrheit geführt werden. Der Ehrgeiz kömmt noch hinzu, der im Abstechenden etwas Glänzendes findet. Die Beredtsamkeit kann sich in schneidenden Behauptungen und stark ausgedrückten Gesinnungen am besten zeigen. — Die Erfahrung ist es, die gute feurige Köpfe allein auf den Mittelweg der Wahrheit zurückbringen kann, wenn das Naturell gut und edel ist. Und wer war wohl je in einer glücklichern Lage, Erfahrungen über Menschen, ihre Meinungen und Schicksale zu sammeln? So wie diese daher bey unserm Könige sich häuften, da er immer mit wachem Geiste und offnen Augen lebte, sonderte sich in seinen Meinungen das Blendende vom Reellen ab. Die Uebertreibungen fielen weg, und er sahe in allen Dingen das Gemisch vom Guten und Bösen, von Vollkommenheit und Mangel, welche macht, daß man wenig Sachen bewundert, aber auch wenige verabscheut. In jedem Gegenstande das Nützliche aufsuchen, in jedem Menschen, und in jeder Classe von Menschen die guten Eigenschaften, die sie haben, anerkennen, die bewundertsten Dinge und Personen doch noch einer Prüfung unterwerfen, bey dem allgemein Getadelten sich nach Ent-

schuldigungen umsehen, oder die sich darbiethenden Statt finden lassen, — dieß ist die Denkungsart des durch Erfahrung geprüften Mannes von gesunder Vernunft, und das war die Denkungsart des Königs in seinen letzten Jahren.

2.

Kein Ansehn ist fester gegründet, und kann eher Schranken durchbrechen, als das, welches auf dem persönlichen Muthe, dem Verstande, der Stärke der Seele und den großen Successen des Regenten ruhet. Wenn bey einem solchen Fürsten nicht Gerechtigkeitsliebe seinen Gaben und seinem Glücke zur Seite geht: so ist auch in der gemäßigten Monarchie die Freyheit in Gefahr; und in einer reinen Monarchie wird die Gewalt willkührlicher. Es ist ein Beweis von der Mäßigung des Königs, daß er wenigstens die Seile nicht schärfer anzog, mit welchen schon der ganze Staat an den Willen seines Monarchen gebunden war.

3.

Man ist einstimmig der Meinung, daß der König sehr genau und sehr schnell von allem, was in fremden Staaten und an deren Höfen vorgieng,

unterrichtet gewesen sey, ob er gleich auf seine accreditirten Bevollmächtigten wenig wandte, nicht immer vorzügliche Männer dazu wählte, und wenig von ihnen zu erwarten schien. Aber er hatte neben ihnen noch subalterne Agenten und Nachrichtertheiler, — eine Methode, die ihre große Unbequemlichkeit hat. Auch selbst durch Bestechungen der Diener fremder Herren glaubte er, (der sonst die offne grade Verfahrungsart so sehr liebte,) von Höfen, die sich ihm schon verdächtig gemacht hatten, die Gesinnungen und Anschläge erforschen zu dürfen. Ist dieß erlaubt? Es ist wirklich eine ausgeübte Feindseligkeit; es ist eine mit Betrug begleitete Feindseligkeit, wobey man einen Menschen zum Verbrechen verleitet, und die Rechte eines andern beleidiget. — Als ein Act des Krieges kann es nicht eher zulässig seyn, bis schon die feindseligen Gesinnungen des Staats, gegen welchen man sich ihn erlaubt, höchst wahrscheinlich sind. Als Betrug, als Versuchung eines fremden Unterthans zu einem Verbrechen, welches man bey sich der größten Strafe würdig hält, ist es eine Maßregel, die jeder edle großdenkende Mann, wie Friederich war, für verwerflich erklären muß, zu der ihn nur die absolute Nothwen-

digkeit bewegen kann, und zu welcher gemeiniglich ihn die Politik seiner Minister und Diener fortreißt. Und dieß, beyläufig gesagt, ist mit eine der Ursachen, warum in der Politik die Gerechtigkeit weniger, als im Privatleben, ihren festen Sitz finden kann. Für den Minister, der sich nur als Diener, als Besoldeten seines Herrn ansieht, ist die Größe und Macht seines Herrn alles. Alle seine übrigen Pflichten verschwinden in seinen Augen gegen die Pflicht, welche er seinem Gebiether und seinem Wohlthäter schuldig ist. So denkt er, wenn er gut denkt. Wie viel wird er sich nicht in den Geschäften seines Königs erlauben, wofern seine Grundsätze, wonach er in seinen eignen Angelegenheiten handelt, zweydeutig sind? Der Souverain aber wird, und wenn es auch ein Friederich ist, doch durch die in dieser Gattung zur Gewohnheit gewordnen Maximen fortgerissen.

Diese Aufmerksamkeit Friederichs auf das, was in den Staaten Europens vorgeht, und die scharfsinnige Beurtheilung dessen, was die Combination der an gewissen Höfen herrschenden Maximen, ihres aus ihrer Lage entstehenden Interesse, und des persönlichen Charakters ihrer Fürsten und Minister für die Zu-

kunft vermuthen läßt: zeigt sich schon in der Abhandlung, die er als Kronprinz über die politische Lage der Dinge in Europa schrieb. Es war zwar noch nicht so viel eigne Einsicht aus Beobachtung, als Anwendung von Principien, die unter den Politikern der Zeit gepredigt wurden. Aber man sieht doch schon, daß der Prinz über diesen Zweig der Regierung tief dachte, und daß seine Philosophie mit seiner historischen Kenntniß auf diesem Punct sich vereinigte.

Der König erhielt aber von der Philosophie noch zwey Vortheile für die Verwaltung der auswärtigen Geschäfte: erstlich, daß er einsah, wie ungewiß die Voraussagungen der Politiker sind, zweytens, daß er die Kleinheit und das Verächtliche in den Intriguen und den Spitzfindigkeiten erkannte, mit welchen oft die Angelegenheiten der Völker gegen einander von ihren Stellvertretern verhandelt werden. — Die Größe der Gegenstände täuscht hier die meisten Menschen, und macht, daß sie dieselbe Art des Verfahrens, die sie im Privatumgange Klatscherey nennen würden, dieselbe Art des Negotiirens die sie im Kaufen und Verkaufen eines kleinen Eigenthums für Jüdeley und niederträchtig halten, in Verhandlungen, die sich auf ganze Staa-

ten und große Fürsten beziehn, für erlaubt, und für weise und groß ansehen. Der König sah gewiß tiefer in diese Sache, und sahe sie mehr in der Nähe, als irgend ein Philosoph aus dem Privatstande thun kann, dem nur die Geschichte die unvollkommnen Gemälde der Negotiationen voriger Zeiten aufstellt. Aber nach diesem Gemälde muß jeder denkende Mann mit Beyfalle und Wohlgefallen dem Könige beystimmen, welcher seinem Freunde, der noch größre Ideen von dem Weltregimente hatte, aufrichtig gesteht, daß die politische Welt par un grand commerage regiert werde. Und segnen muß jeder Menschenfreund das Andenken des Monarchen, oder desjenigen Ministers, welcher etwas dazu beyträgt, dieses commerage in eine gerade, vernünftige, und von Winkelzügen, von Spitzfindigkeiten, und von Verstellung freye Unterredung zu verwandeln.

4.

Der König hatte Recht, wenn er das gewöhnliche Geschäfte der Gesandten nicht so hoch schätzte. Alltägliche und allen bekannte Begebenheiten, (womit die Depeschen sehr oft angefüllt sind,) zu berichten, dazu gehört sehr we-

nig Fähigkeit. Geheime auszukundschaften, dazu gehört Feinheit, List, Gewandtheit, — Eigenschaften, die der König, wie sie es wirklich verdienen, nur in einen sehr subalternen Rang setzt, — es gehören dazu oft Bestechungen, die er im Grunde verabscheute. Aufträge auszurichten: dazu gehörte bey seinen Gesandten weniger, eben weil er ihrer Einsicht so wenig zutraute, oder ihrer Willkühr so wenig überließ. — Alles übrige, was das Gesandten-Leben in den Augen der meisten so groß macht, schien ihm nur Representation zu seyn, von der er überall wenig hielt, oder ein angenehmer Müssiggang, den er als etwas Verächtliches ansah.

So weit führte ihn sein richtiger Verstand und sein feines Gefühl des Edlen und Guten. Aber er sah doch hiebey die Sache nur von einer Seite an. Die Gesandten können sehr wichtige Personen für den Staat oder den Herren, der sie schickt, durch Functionen werden, die nicht in ihrer Instruction stehn, und für die keine Instruction gegeben werden kann, — durch die Liebenswürdigkeit ihrer Person, und ihres Umganges. Da sie auf gewisse Weise dem Hofe, an welchen sie geschickt werden, das Bild von dem National-Charakter ihres Volks, und

der Denkungsart ihres Hofes darstellen; da man vermuthet, daß, da sie zu der gebildetsten und edelsten Classe ihrer Landesleute gehören, man das Maß der Aufklärung und der Sittlichkeit im Ganzen nach ihrem Muster bestimmen kann: so hängt die gute oder schlechte Meinung, die eine Nation von der andern, oder wenigstens eine Hauptstadt von der andern fassen soll, zum Theil von dem guten oder schlechten Betragen, dem anziehenden oder abstoßenden Charakter, dem Genie oder der Ungeschicklichkeit des Stellvertreters ab, den diese zu jener sendet. Besonders solange Krieg und Friede nicht von den Nationen, sondern von den Königen beschlossen werden, und die freundliche oder feindselige Gesinnung der Völker von der Liebe oder dem Hasse ihrer Regenten, und deren Familie, Minister und Höfe gegen einander abhängt: so lange kann ein Mann, der diese persönliche Freundschaft der Fürsten zu unterhalten oder zu stören sehr wohl im Stande ist, für die Ruhe und Glückseligkeit der Staaten von großer Wichtigkeit seyn. Die Sachen, die er vorzutragen hat, können ihm freylich pünktlich, und vielleicht wörtlich vorgeschrieben werden. Aber das ganze Betragen, wodurch unangenehme Aeuße-

rungen noch anstößiger werden, und wohlgemeinte ihren Werth verlieren, kann ihm nicht vorgeschrieben werden. Wenn er sich selbst beliebt oder verhaßt macht, so fällt dieß immer zum Theil auf den Souverain zurück, der ihn wählte, und durch ein so wichtiges Amt ehrte. Sein Stolz kann aufbringen, und seine Prahlerey die schlafende National-Eifersucht erwecken: Sanftmuth hingegen, wahre Artigkeit, und noch mehr Güte des Herzens, mit Verstand und Kenntniß bey einem Gesandten verbunden, kann oft den schon ausgestreuten Saamen der Zwietracht unter zwey Staaten ersticken, ehe er aufkeimt, und das Feuer dämpfen, wenn es schon unter der Asche lodert.

Ein sehr merkwürdiges Beyspiel hiervon zeigt uns die Französische Geschichte im Anfange dieses Jahrhunderts. Das Haus Bourbon hat die Krone Spanien vielleicht keinem glücklichen Umstande so sehr zu danken, als der Liebenswürdigkeit des Grafen von Harcourt, und dem Stolze des Oesterreichischen Ministers. Die Großen, und nach ihnen die Nation, urtheilten von dem Geiste der künftigen Regierung, nach den Eigenschaften der Geschäftsträger und Stellvertreter derselben. —

Ich weiß, daß, bey einem noch vollkommnern Zustande der Dinge, es zweifelhaft seyn könnte, ob es für Frankreich ein so ausnehmender Vortheil war, einen Prinzen seines Hauses auf dem Spanischen Throne zu sehn, besonders, da es diesen Vortheil mit so viel Blute erkaufen mußte. Freylich, wenn die Feindseligkeiten und Kriege der Nationen, (wie es seyn sollte und seyn wird, wofern diese jemahls in ihrem größten Theile aus denkenden Menschen bestehn,) nur dann zu befürchten wären, wenn die Nationen wirklich von einander beleidigt sind, und Ursachen haben einander zu hassen, (so weit Ursachen des Hasses unter Menschen rechtmäßig seyn können:) so würde an der Rivalität, oder der Blutsfreundschaft der regierenden Familien, den Völkern selbst nicht so viel liegen. Die Franzosen würden von den Spaniern alle Sicherheit und alle Handlungsvortheile erwarten können, die nach der Natur der Sachen und ihrer Lagen zur Glückseligkeit beyder beytragen, es möchte ein Oesterreichischer, oder ein Bourbonischer König über Spanien herrschen. Aber zu einer Zeit, wo diese mit einander durch die Natur so nahe verbundnen Völker, durch die zur Gewohnheit und beynahe erb-

lich gewordnen Gesinnungen ihrer regierenden Stämme, so oft verleitet wurden, unnützes Blut zu vergießen, und immer verhindert, die Vortheile ihrer Nachbarschaft zu genießen: zu dieser Zeit war es nicht bloß der König Ludwig und sein Enkel, Philipp von Anjou, sondern es war die Französische Nation, der Harcourt eine Wohlthat erwieß, indem er den Spaniern die Neigung einflößte, ihren Regenten aus dem Königsstamme der erstern zu wählen.

Diese letztere Betrachtung findet eine Anwendung in weiterm Umfange. Solange die Völker einander, bloß nach dem Beyspiele ihrer Könige, für Freunde oder Feinde ansehen: so lange werden auch die Könige und ihre Höfe einander nach deren Gesandten beurtheilen. Und wenn diese also nicht immer durch die ihnen übertragnen Geschäfte sehr wichtige Personen sind: so sind sie es durch die Meinung, welche ihre guten oder schlechten Eigenschaften bey dem Volke und an dem Hofe, an welchem sie leben, von ihrer eignen Nation und ihrem Hofe machen.

Und wenn diese Personen dem zufolge sorgfältig gewählt sind: so verdient es noch eine Untersuchung, ob es besser sey, was Friederich der zweyte wollte, denselben genau jedes Wort,

das sie sagen, jeden Schritt, den sie thun sollen, vorzuzeichnen, oder ihrer Einsicht und der Beurtheilung der Umstände einen größern Spielraum zu lassen. Es geht in Absicht gewisser Negotiationen unstreitig so, wie in Absicht der Operationen im Felde. — Beyde von den Befehlen eines entfernten Ministeriums ganz strenge abhängig machen, legt oft dem größten Staatsmanne, wie dem geschicktesten Feldherrn, Hindernisse in den Weg, welche Talente unbrauchbar machen, und den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen vereiteln. Es giebt in der Art und Weise etwas zu thun noch so viele Modificationen, und es kann durch diese Nebenbestimmungen, besonders bey Unterhandlungen, so viel gewonnen und verlohren werden, daß denjenigen, welchen man Verstand genug zutraut, in diesen nicht zu fehlen, auch sehr billig eine etwas freyere Thätigkeit, in Absicht der Hauptsache selbst, gelassen werden kann.

5.

Die Eintheilung seiner Einkünfte und die Vergleichung mit seinen Ausgaben konnte, bey keinem Hausvater vom eingeschränktesten Vermögen, pünktlicher seyn, als bey Friederich dem

zweyten. Er verschob oft kleine Zahlungen, wenn er nicht gerade eine, von allen andern Bestimmungen freye Summe dazu anzuweisen hatte.

Nichts kann bey einem Monarchen nothwendiger seyn, der, bey einem Staate von eingeschränktem Umfange, große Unternehmungen ausführen will.

Die immer erneuerte Uebersicht der in der folgenden Zeit bevorstehenden Zahlungen, und die unverletzliche Unterordnung aller außerordentlichen Ausgaben des Luxus, der Zierde, oder der Versuche, unter den Plan der ordentlichen, die zu den Bedürfnissen gehören, ist nothwendig in der größten, wie in der kleinsten Haushaltung, wenn nicht, mit der Länge der Zeit, Unordnung und Schulden in beyden entstehen sollen.

Friederich glaubte, und nicht ohne Grund, daß ein König eher in allen andern Sachen augenblicklichen Einfällen folgen könne, als in den Ausgaben. Hier schien ihm alles berechnet und planmäßig seyn zu müssen, weil eine entstandne Lücke selten wieder ausgefüllt werden kann, ohne wieder zu einem neuen Risse Anlaß zu geben.

Die Eigenschaften des Geistes aber, welche einen König in den Stand setzen, ein so vollkommner Haushalter zu seyn, und durch welche es

Friederich wurde, sind Einsicht, Aufmerksamkeit, und Herrschaft über sich selbst: die erste, um zu begreifen, wie nothwendig diese Oekonomie sey, und wie sie in alle Theile der Staatsgeschäfte eingreife; die zweyte, um sich mit dem wahren Zustande seiner Sachen bekannt zu machen, und seine Einnahmen, Ausgaben und Ueberschüsse immer gegenwärtig zu haben; die dritte, um sich von seinen eignen Regeln nicht abwendig machen zu lassen.

6.

Das Mißtrauen, welches der König gegen diejenigen äußerte, welche die Werke ausführten, zu denen er das Geld hergab, gegen Baumeister, Ingenieurs, und Unternehmer von Straßen und Canälenbauen, kam theils von seiner Unwissenheit, theils von der unglücklichen Erfahrung oft betrogen worden zu seyn, her. Man kann indeß nicht leugnen, daß er an den Fehlern, welche er diesen Ausführern seiner Entwürfe vorzuwerfen hatte, oft selbst Schuld war. Indem er die geschwindeste und die wohlfeilste Art, jedes Werk zu Stande zu bringen, der kostbarern aber solidern und langsamern vorzog: und da er oft, nach der Dreistigkeit der Vorschläge, die Fähig-

keiten, oder die Ehrlichkeit der Unternehmer beurtheilte: so fiel er oft gerade dadurch in die Hände der Unwissenden, oder der Betrüger, indem er sich vor dem Betruge verwahren wollte.

Mißtrauen, mit Unwissenheit verbunden, ist das sicherste Mittel hintergangen zu werden. Ein König kann dem Betruge in Sachen, worin ihm specielle Kenntnisse fehlen, und eigne Aufsicht unmöglich ist, nur dadurch vorbeugen, daß er die Oberaufseher solcher Arbeiten aufs sorgfältigste wählt, daß er überhaupt auf Ehrlichkeit hält, und diese Eigenschaft als die Grundeigenschaft eines guten Geschäftsmannes ansieht, daß er endlich Fehler der Einsicht oder selbst des Fleißes von Fehlern der Unredlichkeit in seiner Ahndung gehörig unterscheidet.

Der König hat dieser letzten Regel nicht immer gemäß gehandelt. Er hat Personen, die beym Proviantwesen, bey Lieferungen und in Administrationen der Lazarethe, sich auf Unkosten des Publicums mit Unrecht bereichert hatten, nicht immer die Ahndung fühlen lassen, die eine jede Untreue in öffentlichen Aufträgen, besonders, wenn so viele Menschen darunter leiden, verdient. Ja es ist ihm sogar zuweilen entwischt, daß er diejenigen für dumm ansah, die solche

Gelegenheiten, ihre eignen Sachen auf guten Fuß zu stellen, ungenutzt vorbeygelassen hatten. Er hat sich nicht immer vor solchen Aeußerungen bewahren können, als wenn ein gut ausgesonnener und klug ausgeführter Streich das Schlechte in der Handlung entschuldigen könne. — So dachte er zwar nicht, wenn er allgemein über die Moralität des Betragens der Staatsdiener urtheilte, nicht, wenn er später die Aufführung der seinigen übersah. Aber gegen einzelne Personen handelte er zuweilen bey seinen Ahndungen nicht anders, als wenn er so dächte.

In der That glaubte er wohl im Kriege die Zügel nachlassen zu müssen: überzeugt, daß er dieselben immer wieder werde anziehen können, wenn die Ausgelassenheit der eigennützigen Begierden dem Staate wesentlichen Schaden thäte. In der Zeit der Noth schien es ihm mehr darauf anzukommen, für jede Unternehmung und für jede Anstalt Leute zu haben, welche sich denselben mit solchem Eifer und solcher Thätigkeit widmeten, dergleichen nur der geschärfte Eigennutz hervorbringen kann, als den Schaden zu verhüten, den böse Beyspiele von ungestrafter Untreue und Habsucht der Moralität seiner Unterthanen zufügen möchten. Es kam noch die in

der That unglückliche Theorie hinzu, die er sich von der Beschaffenheit der Menschen überhaupt machte. Da er an Tugend wenig glaubte, und die Ehrlichkeit der meisten, die dieser Eigenschaft sich rühmen, nur dem Mangel an Gelegenheiten, an Kräften oder an Verstande zuschrieb: so war er weniger sorgfältig in der Wahl der Personen bey Geschäften, wobey es auf Redlichkeit ankömmt, weil er sich doch von keinem wahrhaftige Ehrlichkeit versprach; er war weniger strenge gegen einzelne Personen, weil er von der menschlichen Natur überhaupt schlechter dachte. Indem aber dadurch der wirklich Redliche die Belohnung seiner Uneigennützigkeit, das volle Vertrauen seines Herrn, verlor: so gab er dem Menschen von unbestimmtem und zweydeutigem Charakter (von welcher Art die meisten Menschen sind) eine Versuchung mehr, sich auf die Partey zu schlagen, wo der Vortheil sicher und augenscheinlich, und die Straflosigkeit wahrscheinlich war.

7.

Es ist eine Meinung, die aus der Verachtung der Menschen entsteht, wenn man glaubt, daß die dümmsten und unwissendsten unter ih-

nen die ehrlichsten sind. Man wird daher finden, daß niemand dieß von der Classe, zu welcher er selbst gehört, für wahr hält, sondern nur von denen, die weit unter ihm sind. Man sieht es sehr wohl ein, daß es nur der Verstand ist, welcher der Ehrlichkeit eines Menschen einen Werth geben kann, und daß, wo der erstere fehlt, die letztere in dem bloßen Unvermögen bestehe zu schaden, wofür man niemanden Dank wissen dürfe. Wie könnte man also für solche Geschöpfe Achtung hegen, von welchen man glaubt, daß sie entweder nur eine Güte ohne Verdienst, oder freye Selbstthätigkeit mit Bosheit haben? Ueberdieß muß man die Personen, welche man nach diesem Maßstabe beurtheilt, bloß als Werkzeuge in Beziehung auf uns, — nicht als vernünftige Wesen, die einen Endzweck ihres Daseyns in sich selbst haben, betrachten. In dem ersten Verhältnisse ist es genug, wenn sie uns nutzbar und nicht schädlich sind, das Principium, woraus dieses entsteht, mag seyn, welches es wolle: nach dem andern Gesichtspuncte ist ein unendlicher Unterschied, ob sie durch ihren Verstand, oder durch ihre Schwäche uns dienstbar werden. Es ist aber dieß die wahre Menschenverachtung, der Grund von der häu-

figsten Verletzung der Rechte des Menschen, wenn man ihn bloß als Mittel, nicht als Endzweck betrachtet.

Der König Friederich war auch von der zuerst gedachten Meinung, besonders in Absicht der niedrigern Classen des Volks, und der subalternen Staatsbedienungen, angesteckt. Er wählte zuweilen nach diesem Vorurtheile seine Bedienten: aber er befand sich übel dabey. — Eine gewisse Dummheit kann mit der List wohl bestehn, und bey einem natürlich hellen Kopfe ist einiges sittliches Gefühl fast unausbleiblich. — Der König dachte auch so im Allgemeinen und handelte so, wenn er Anordnungen für den Staat überhaupt, oder für die untern Stände insbesondre zu machen hatte. In solchen Augenblicken einer weiten Uebersicht, (welches ohne Zweifel diejenigen sind, wo der Mensch am richtigsten sieht,) erkannte er den Nutzen der Aufklärung auch für den zu den untersten und körperlichsten Diensten bestimmten Einwohner des Reichs. Aber wenn er in einem engern Gesichtskreise bloß auf die Bequemlichkeit des Herrschenden, auf die größere Leichtigkeit, den Einfältigen als den Klugen zu regieren, auf die größere Sicherheit des mechanischen Gehorsams, bey dem Sol-

daten, welcher nie selbst urtheilt, und der Verschwiegenheit des Bedienten, welcher die Aufträge seines Herrn, ohne Kenntniß seiner Angelegenheiten, und ohne Neubegierde sie zu wissen ausrichtet; — wenn er, sage ich, bloß auf einzelne Menschen in seinen Diensten, oder auf einzelne Dienste und Verrichtungen derselben sahe: so gab er auch mehr den Vorurtheilen und Leidenschaften seines hohen Standes nach, und wollte die Erhabenheit, welche er über die ihn umgebenden Menschen behauptete, auch noch durch die Größe ihres natürlichen Abstandes von ihm befestigen.

8.

Woher kam es, daß Friederich, der in der Kleidung und in allen Verzierungen, in der Schreibart, in den Zeichen der Höflichkeit oder der Ehrerbiethung im gesellschaftlichen Leben, in Unterhandlungen, das Einfache so sehr liebte, in der Baukunst Ueberladung und geschmacklose Pracht eher ertragen konnte, zuweilen sogar vorzog?

Geschah es, weil er an sich den Prunk nicht verschmähte, insofern er von Größe zeugte, aber nur seine Bequemlichkeit noch mehr liebte: und

also da, wo er jenen erhalten konnte, ohne von dieser etwas aufzuopfern, (wie bey Gebäuden der Fall ist,) in der That das Prächtige und Reiche schätzte, und nur dann ihm entsagte, wenn es, wie bey seiner Kleidung, seiner Lebensart, und der Hofetiquette, seine Freyheit einschränkte, und ihn in dem Genusse des Vergnügens oder in den Arbeiten seines Geistes störte? Oder hatte er wirklich in der Baukunst einen minder gereinigten Geschmack, und war er von falschen Mustern verführt?

Sein Beyspiel ist ein Beweis, daß kein Mensch völlig consequent denkt und empfindet: und daß ein und derselbe Grundsatz und dieselbe Anlage der Neigungen, bey dem festesten und unveränderlichsten Manne, doch ganz verschiedne Handlungsarten hervorbringen kann, wenn Nebenursachen Einfluß haben.

9.

Durch die ganze Regierung hatte Friederich mit den Gerichtsstätten über zwey Gegenstände zu streiten. Der eine war, daß sie die Processe nach seiner Meinung nicht genug verkürzten. Diese Foderung, so unbedingt, wie er sie that, zeigte, daß er die Natur der Rechts-

pflege nicht so gründlich, wie andre Zweige der Verwaltung, kannte. In dieser Erörterung streitiger Thatsachen oder Rechte unter Privatpersonen ist es oft nicht möglich schnell zu gehn, ohne die Unparteylichkeit gegen die Parteyen zu verletzen, oder die Gründlichkeit der Untersuchung aufzuopfern. Auch kann die Unwichtigkeit des Objects den Richter nicht von allen den Formalitäten frey sprechen, welche die Natur des Processes und des Gesetzes fordert. Dieses zu vernachlässigen, oder die Sache flüchtig zu bearbeiten, weil er sie für unerheblich hält, würde ein größerer Mangel der Justiz seyn, als alles ihr Zaudern.

Zum andern glaubte und klagte er, daß die Richter arme Personen beschweren und ihnen vorzüglich Unrecht thun. Die Gesinnung, aus welcher dieses Urtheil stammte, war vortrefflich: und die Aeußerung derselben, selbst am unrechten Orte, war vielleicht nothwendig, um die Parteylichkeit, die fast in allen Menschen für diejenigen obwaltet, die ihnen helfen, oder die sie ehren können, ich meine für die Reichen und Großen, zu ersticken.

Aber im Grunde sind es nicht die Richterstühle, sondern die Gesetzgebung und die Admi-

nistration, die den Armen und Niedrigen im Volke helfen muß. Jene müssen die bestehenden Gesetze aufrecht erhalten, so strenge sie gegen den Geringen, so parteyisch sie gegen die Mächtigen seyn mögen. Die Gesetzgebung kann und muß durch ihre Reformen nur langsam helfen, oder sie thut Eingriffe ins Eigenthum der Reichen, sie versetzt die Armen in einen Zustand, zu welchem ihre Bildung sie nicht vorbereitet hat: sie bringt ihre Leidenschaften auf, noch mehr zu begehren, und zuletzt alle Schranken des Rechts und der Billigkeit zu überschreiten. Nur durch die Administration, durch die Vertheilung der Auflagen, durch veranstaltete Arbeiten, durch Beförderung der Industrie kann dem gemeinen Volke plötzlich und viel geholfen werden.

Der König beobachtete im Ganzen diese Unterschiede: aber in einigen wenigen Fällen wurde er gegen die Richter ungerecht, und veranlaßte dadurch eine größere Ungerechtigkeit, als die war, welche er bestrafen wollte. Durch die wiederholte Untersuchung abgeurtheilter und revidirter Bauernprocesse, bewies er seinen Verdacht, daß seine obern und untern Justizcollegien sich mit einander verstehen könnten, die Sache des Armen zu unterdrücken, oder ihre Rechtsvorurtheile

der gesunden Vernunft aufzuopfern. Und dieser geäußerte Verdacht, der mit den Vorurtheilen des gemeinen Mannes so gut übereinstimmte, die immer geduldige Anhörung von Klagen über Beschwerden, die gesetzmäßig waren abgewiesen worden, die unterlassene Bestrafung auch der Kläger, welche für muthwillige Verläumder ihrer Herrn und der Gerichtshöfe erkannt worden waren: diese, durch mehrere der letztern Jahre seiner Regierung fortgesetzte, Aufführung des Königs, und nicht sein, in der Arnoldschen Sache bekannt gewordnes, Wort, daß er, in Sachen des Rechts, den geringsten Bauer dem Fürsten gleichschätze, haben die Aufsätzigkeit der Bauern an mehrern Orten, und hartnäckige Processe zur Folge gehabt.

10.

Der König hatte sehr Recht, wenn er den Selbstmord für kein Verbrechen hielt, welches die Ahndung der Obrigkeit verdiene. Es sey eine Folge eines zerrütteten Gehirns, es sey eine Folge irreligiöser Grundsätze, oder eines mit schlechten Handlungen beladenen Gewissens: immer ist es, an sich betrachtet, ein Unrecht, welches der Mensch sich selbst thut, und welches also der Staat, der nur die Gerechtsame

andrer Menschen gegen ihn in Schutz nehmen soll, nicht bestrafen darf. Der Selbstmord entzieht zugleich den Menschen, welcher ihn begeht, der Gerichtsbarkeit der Obrigkeit, und läßt nur noch einen unempfindlichen Leichnam in ihrer Gewalt, über welchen zu wüthen eben so thöricht als unanständig ist.

Aber sollte der Selbstmord nicht als Beyspiel schaden können? Sollte er nicht, insofern er der bürgerlichen Gesellschaft und der Familie die Dienste des sich Entleibenden entzieht, die Rechte derselben beleidigen? Sollte nicht endlich das für eine Strafe desselben gelten können, was die Meinung der Menge als eine Schmach des Verstorbnen ansieht, wenn sie gleich nicht zum Bewußtseyn des Gestraften kömmt?

Der König dachte, wie mir es vorkommt, als Philosoph, richtig, wenn er glaubte, daß, da der stärkste Trieb des Menschen, die Liebe zum Leben, dieser Ausschweifung entgegensteht, das Beyspiel des Selbstmörders nie ansteckend werden kann, wenn nicht entweder das gemeinschaftliche Elend vieler Menschen von einer Classe sie zu einer gleichen Verzweiflung triebe, — welches fast nur durch die Folgen einer schlechten Regierung, der Grausamkeit, oder der Vernach-

lässigung der Obern gegen ihre Untergebenen geschehn kann, — oder wenn schwärmerische Religions-Empfindungen sich der Imagination des gemeinen Volks bemächtigten, — ein Uebel, dem durch Erziehung und Belehrung besser, als durch Beschimpfung des Leichnams des Selbstmörders, abgeholfen wird.

Versagte Dienste sind zwar für den lebenden Bürger eine Schuld, die ihn hassenswürdig oder verächtlich, aber nicht ein Verbrechen, das ihn strafbar macht: wie viel weniger kann er, wenn er durch den Selbstmord seinen Posten verläßt, bürgerlich gestraft werden, da er sich selbst des größten Gutes beraubt hat, welches die Gesellschaft ihren Gliedern zu erhalten und zu beschützen eingesetzt worden ist.

Endlich, wenn auch die Strafen, die zum Beyspiele für das Volk dienen sollen, sich nach den Vorurtheilen und falschen Begriffen desselben richten können: so ist es doch immer ein Hinderniß der Aufklärung selbst, wenn solche Begriffe dadurch bestätiget werden: und der Abscheu, der gegen den Selbstmord aus der, im Grunde bloß scheinbaren, Bestrafung des Mörders entstehen kann, überwiegt den Nachtheil nicht, den eine so zwecklose

Handlung der Obrigkeit der gesunden Vernunft der Unterthanen zufügt.

So wie ich in diesem Puncte glaube, die Denkungsart des philosophischen Königs, wenn sie auch von der gemeinen Meinung abgeht, rechtfertigen zu können: so bin ich hingegen in einem andern, der die Ausschweifungen der Wollust und die Vermischung der Geschlechter außer der Ehe betrifft, beynahe überzeugt, daß seine Nachsicht zu groß, und seine Grundsätze unrichtig waren. — Wenn irgend ein Theil der öffentlichen Sitten, besonders unter dem gemeinen, und am meisten unter dem Land-Volke, während einer Regierung, die so vieles zur Veredlung ihrer Unterthanen gethan hat, gesunken ist: so ist es der, welcher auf der Einschränkung und gesetzmäßigen Richtung des Geschlechtstriebes beruhet. Dazu haben ohne Zweifel die langen Kriege, welche immer Zügellosigkeit in allen Arten der Leidenschaften mit sich führen, dazu haben ohne Zweifel die großen Heere, und die durchs ganze Land vertheilte Menge unbeweibter, starker, und oft ausschweifender Soldaten, beygetragen. Aber die Denkungsart des Königs, diese Ausschweifungen für unschädlicher, und die öffentliche Meinung, die eine große Schande an

dieselben knüpfte, für thöricht hielt, — diese Denkungsart, die er so oft und so deutlich bey denen, die unter seiner unmittelbaren Aufsicht standen, an den Tag legte, daß die Nachricht davon bald, von Munde zu Munde, bis zu dem gemeinen Manne durchdrang, ward vielleicht doch eine der Ursachen, die jenes Uebel vergrößerten.

Der König wollte ohne Zweifel auf diese Weise die Frage auflösen, die schon so viele Federn beschäftigt, und zu so vielen immer vergeblichen Versuchen der Gesetzgebung Anlaß gegeben hat: „wie dem Kindermorde zu steuern sey.“ Es ist der Gegenstand einer Preißfrage geworden, deren Beantwortung ihn aber doch nicht mehr auf das Reine gebracht hat, — vielleicht, weil er sich nicht völlig aufs Reine bringen läßt. Man bleibt immer zwischen folgender Alternative in der Mitte. Entweder man sucht der Unzucht und dem Beyschlafe außer der Ehe durch alle dienlichen Mittel zu steuern, damit so wenig Kinder als möglich erzeugt werden, die aus der Welt zu schaffen die Ehre und das Interesse der Mütter erfordern könnte; oder man sucht die bewegenden Gründe zu schwächen, um deren willen ein gefallenes Mädchen ihre Frucht zerstört,

oder ihr Kind ums Leben bringt. Das erste kann nur dadurch geschehn, daß man Schmerz und Schande auf solche Ausschweifungen setzt, — aber beydes Schmerz und Schande werden immer mehr das verführte Frauenzimmer, als die verführende Mannsperson, treffen, — weil das Vergehen der erstern weit klärer bewiesen werden kann, mehr den Menschen in die Augen fällt, und länger dauernde Folgen hat. — Und alsdann ist es auch unausbleiblich, daß eben die Strafe, welche die Hurerey verhindern soll, den Kindermord befördert, wenn, troß der Furcht vor der Strafe, das Laster begangen worden ist.

Der zweyte Vorschlag kann auf keine andere Weise ausgeführt werden, als wenn man die Verführte von der Schande und Strafe so viel, als es nur, bey der nicht ganz vom Gesetzgeber abhängigen Meinung der Welt, geschehen kann, befreyet. Eben dadurch aber wird den Ausschweifungen der Wollust ein freyeres Thor eröffnet; und indem die Zahl gefallner Jungfrauen, und eheloser Schwangerschaften vermehrt wird: so kommen unter der großen Menge der Sündigenden doch immer wieder einige vor, die, aus Furcht vor den Folgen, welchen die Nachsicht der Obrigkeit nicht abhelfen kann, den End-

zweck dieser Nachsicht, die Erhaltung des in der Ausschweifung erzeugten Kindes, vereiteln. Die leztere Verknüpfung der Ursache und Wirkung macht es ohne Zweifel, daß in Ländern, wo jene Nachsicht die größte, und alle gesetzliche Ahndung der Sünden der Wollust aufgehoben ist, doch die Kindermorde sich nicht außerordentlich vermindert haben.

Der König, welcher in allem, was er that, dachte, — und, wenn er irrte, doch gewiß nach Gründen handelte, hatte jene Frage auf die leztere Art entschieden. Er sah, wie es auch an sich wahr ist, die Vergehungen, zu welchen die Liebe verführt, für weniger strafwürdig an, als die, welche der Haß erzeugt; er glaubte, daß, wenn niemand dadurch beleidigt wird, wie solches der Fall ist, wenn beyde Theile einwilligen, niemand das Recht habe, Rache deßwegen zu fordern; daß der Staat einen gelegentlichen Vortheil davon, durch die vermehrte Bevölkerung, ziehen könne, und daß alles, was diesem bey der Aufsicht über solche Ausschweifungen obliege, nur sey, das Leben des dadurch erzeugten Kindes zu sichern, oder die gesetzmäßigen Ehen, die immer ein viel zweckmäßigeres Mittel der Volksvermehrung sind, nicht zu hindern, und sich vermindern

zu lassen. Dazu kam noch, daß er, bey seinen Soldaten und Officieren, die Ergebenheit und den Eifer für seinen Dienst viel stärker und gesicherter glaubte, wenn sie ehelos wären: weil entweder die Heyrath ihm so viele derselben wirklich entzogen hatte, oder weil er blos vermuthete, daß der Ehemann und Hausvater ein von dem Zwecke seines Amtes oder des landesherrlichen Dienstes getrenntes Interesse habe. — Diese Meinung, welche machte, daß er die Ehen unter jenen Classen eher erschwerte, als begünstigte, mußte nothwendig die Nachsicht gegen die Ausschweifungen, welche diese gezwungne Ehelosigkeit nach sich zog, zur Folge haben. Das Beyspiel verbreitete sich von seiner Residenz und deren Garnison in die Armee, nnd von der Armee ins Land. Es würde folgewidrig gewesen seyn, hier bestrafen zu wollen, was er dort auf gewisse Weise selbst veranlaßte.

In dieser Denkungsart ist vielleicht Wahrheit mit Irrthume verbunden. Die Mönchsmoral voriger Zeiten hat die Keuschheit über alle Tugenden hinweg gesetzt: und die noch nicht völlig gereinigte Moral der unsrigen ist noch immer unverhältnißmäßig strenge gegen die Verletzung derselben gewesen. Es war also vielleicht nütz-

lich, daß ein König kam, der durch sein Verfahren und durch den Geist seiner Gesetzgebung sein Volk belehrte: daß die Menschen eigentlich nur soviel werth sind, als sie andern Menschen und der Gesellschaft nützen, und in so weit strafbar, als sie beyden schaden; — daß jede andre Tugend und jede andre Untugend dem Menschen selbst sehr wichtig, — aber nie der Maßstab seyn kann, wonach seine Nebenmenschen ihn beurtheilen, noch weniger der, wonach der Staat ihn belohnen und bestrafen soll; daß die activen, wohlthätigen, gemeinnützigen Tugenden die ehrwürdigsten, und die activen, gemeinschädlichen, dem Wohle der Gesellschaft hinderlichen, Laster die abscheulichsten sind. — Allein nach meiner Ueberzeugung hatte doch **Friederich** nicht genug Rücksicht auf den Nachtheil genommen, welchen, besonders bey den niedern Classen, die Zügellosigkeit des Geschlechtstriebes, und die häufige Befriedigung desselben außer der Ehe nach sich zieht. — Wenn es nur bloß mit dem Genusse der sinnlichen Wollust geendet wäre; wenn es nichts, als ein, vielleicht nicht zu der schicklichsten Zeit und unter den günstigsten Umständen erzeugtes, Menschenleben wäre: so könnte alsdann der Staat billig die Ausschweifung eines natürlichen Trie-

des übersehn, und die Unbequemlichkeit einer unzeitigen Volksvermehrung ertragen. Aber erstlich ist bey dem gemeinen Manne mit der Zügellosigkeit dieser Leidenschaft fast immer die Nachlassung und Entkräftung aller guten Grundsätze, und die Unregelmäßigkeit der ganzen Aufführung verbunden. Wenn er einmahl, seine Lüste zu befriedigen, diejenigen Schranken durchbrochen hat, die durch die bisher auf dieses Laster stehende Schande, und immer durch die vielen unausbleiblichen Beschwerden die stärksten waren: so unterliegt er jeder andern Versuchung der Lüsternheit, des Eigennutzes, oder der Liebe zum Müssiggange desto leichter. — Ueberdieß, wie ich schon gesagt habe, wo die Wollust bloß die Geschlechter zusammenbringt: da ist das Geschöpf, dessen Entstehung die Frucht ihrer Vereinigung seyn soll, immer in Gefahr, — die Vorkehrungen des Staats für dessen Erhaltung mögen noch so sorgfältig seyn. Wenn sich das weibliche Geschlecht, in den niedern Ständen, erst über Zucht und Sittsamkeit weggesetzt hat: so kömmt es auch leicht bis zu dem Grade des sittlichen Verderbens, daß es die Wollust zu genießen sucht, ohne die beschwerlichen Folgen der Schwangerschaft befürchten zu müssen. Die Liederlichkeit

lehrt die gemeinsten Buhlerinnen, so wie die vornehmen, die Kunst ihre Frucht abzutreiben. Viele offenbare oder versteckte Kindermorde sind dann unausbleiblich. Die meisten derselben bleiben verborgen; einige fallen unter die Hände und die Ahndung der Obrigkeit. Aber die gesetzlose, frevelhafte Denkungsart, welche solche Handlungen voraussetzen, und die dadurch gestärkt wird, ist ein größerer Schaden selbst für den Staat, als der Verlust der Menschen, deren Leben in ihrem Keime erstickt wird. — Liederlichkeit und frecher Umgang beyder Geschlechter führt ferner, nach einer richtigen Beobachtung der gemeinen Classen, diese zur Trunkenheit und zu ausschweifenden Ausgaben, und diese Ausgaben führen weiter zu Diebstählen, zu Untreue im Dienste und zu Vernachlässigung der Pflichten gegen die Familie oder den Guts- und Landesherrn.

Diese Folge von Lastern macht für den Staat die Sorgfalt für die Reinigkeit der Sitten wichtiger, als der König zu glauben schien. Aber es ist eine schwere Frage, ob es irgend ein Mittel gebe, sie durch Gesetze zu befördern, das auf einer andern Seite nicht noch schlimmere Folgen nach sich ziehe. Es würde mich zu weit

führen, wenn ich hier untersuchen wollte, ob es nicht möglich wäre, die Unschuld und Reinigkeit der Sitten auch durch öffentliche und gesetzliche Anstalten zu ehren, ohne die oft unglücklichen Schlachtopfer ihrer oder einer fremden Leidenschaft, durch eine allzu auffallende Erniedrigung, in Verzweiflung zu stürzen: ob man mit dem Verluste der jungfräulichen Ehre auch gewisse öffentliche Schande verbunden lassen solle, oder ob dieß vielleicht einer von den Fällen sey, wo man nur die vorzügliche Tugend belohnen, nicht aber die Vergehung bestrafen muß.

Aber was Gesetze und Strafen vielleicht nie thun können, ohne den gesuchten Nutzen durch unvermeidlichen Schaden wieder zu schwächen: das können die von oben herab, von den höhern Ständen unter das Volk, von dem Hofe in die Hauptstadt, und von dieser in die Provinzen sich verbreitenden Sitten und Meinungen thun. Und diese Sitten kann das Beyspiel oder die Verfahrungsart des Prinzen gegen die, welche ihm nahe genug sind, sehr leiten, diese Meinungen kann die Meinung des Fürsten sehr bestimmen. Wenn er eine gesetzlose Sättigung der Begierden zwar nicht für ein Verbrechen hält, das er bestrafen, aber für eine Unordnung,

die er mißbilligen muß; wenn er Zucht und Ehrbarkeit im ehelosen, Treue im ehelichen Stande zwar nicht als Tugenden ansieht, welche die Stelle bürgerlicher und persönlicher Verdienste ersetzen können, aber als Eigenschaften, die gute Grundsätze vermuthen lassen: und die Erfüllung der übrigen Pflichten dem Menschen erleichtern, und dem Staate zusichern; wenn er den fleißigen Geschäftsmann, den treuen Diener, den zu seinem Amte fähigen Kopf zwar allen andern in Besetzung öffentlicher Aemter vorzieht: aber doch eben diese Talente und diesen Fleiß mehr ehrt, wenn sie mit Unschuld und Reinigkeit der Sitten verbunden sind; wenn Zügellosigkeit im Reden und im Handeln den unbedeutenden Menschen ihm verächtlich macht, den fähigen und brauchbaren verhältnißmäßig herabsetzt: so wird er — vielleicht nicht durchdringen, die Ursachen des Verderbnisses zu verhindern, die in den Umständen und dem Geiste seines Zeitalters liegen: aber er wird gewiß das beste gethan haben, was ein Fürst thun kann, um diesen Ursachen entgegen zu arbeiten. Und er wird sicher nicht schlechter bedient werden, wenn sich an seinem Throne nicht nur die talentvollsten, sondern

auch die gesittetsten Menschen zusammen finden, demselben zur Stütze zu dienen.

11.

Ein Fürst muß über seine Diener nicht spotten. Sonst macht er sich dieselben zu Feinden, und Feinde unter seinen Ministern, Befehlshabern, und obern Geschäftsträgern zu haben: ist für ihn der Weg, sich in allem, was er unternimmt, einen schlechten Erfolg in voraus zu versichern. Friederich erkannte diesen Grundsatz. Ob er gleich seinem Witze gerne Spielraum gab, und die Blößen andrer leicht bemerkte: so waren seine Satyren doch weit mehr, unter den Abwesenden, gegen die Großen seines Gleichen, oder, unter den Gegenwärtigen, gegen seine gelehrten und witzigen Gesellschafter, die sich mit gleichen Waffen vertheidigen konnten, als gegen die Personen in seinen Diensten, gerichtet. Diese konnten — ohne Eigenschaften, die im Umgange Vergnügen machen, selbst mit auffallenden Fehlern im Aeußern, doch lange Zeit in seiner Gesellschaft bleiben, ohne seinen Spöttereyen ausgesetzt zu seyn. Der litterarische Ruhm, die Hoheit des Standes, selbst die natürlichen Vorzüge des Genies schienen nur sei-

nen Scharfsinn zur Aufsuchung verborgner Schwächen aufzufordern, und den Pfeilen seines satyrischen Witzes ein glänzenderes Ziel aufzustecken. Aber treu geleistete Dienste, der Charakter eines braven Officiers, oder der eines rechtschaffenen und fleißigen Geschäftsmannes waren eine Schutzwehr, die alle schwachen Seiten des Mannes gegen die Angriffe des königlichen Spottes deckte. — So wie er manche von ihnen gerne an seiner Tafel sahe, auch wenn er auf ihre Unterhaltung nicht rechnen konnte, und selbst ohne von ihnen eine große Aufmerksamkeit auf die seinige zu fordern: so achtete er auf der andern Seite nur wenig auf ihre intellectuellen oder moralischen Mängel, wenn sie im Felde oder im Cabinete die eigenthümlichen Tugenden ihres Berufs bewiesen hatten.

12.

Die wirkliche Habsucht, der Ehrgeitz, und die ungerechte Vergrößerungsbegierde der Fürsten hindert sie bey weitem nicht so oft an der Befolgung der bessern Principien, die sie erkennen, der Gebothe der Menschlichkeit und der wahren Staatskunst, — als der unaufhörliche Verdacht, den jeder Souverain gegen alle andern,

und die Absichten ihrer Schritte hat, welche er nie anders, als aus jenen Leidenschaften, herleitet. Der Scharfsinn des Staatsmannes in auswärtigen Geschäften geht beständig darauf aus, den Maßregeln der übrigen Höfe die schlimmste Auslegung zu geben. Unter mehrern möglichen Bewegungsgründen einer Handlung des andern, ist es in der Politik beynah gar nicht erlaubt, ohne einfältig zu scheinen, einen andern, als den unerlaubtesten, anzunehmen. Auch ungünstige Zufälle werden in geheime angelegte Machinationen verwandelt. Und so wird nicht nur der Groll und die Feindschaft im Herzen der Könige gegen einander immer genährt: sondern, was noch schlimmer ist, alle Maßregeln, die sonst das Gewissen eines gerade und gut denkenden Regenten mißbilligen würde, bekommen, als Wiedervergeltung oder als Vertheidigungsanstalten, eine moralische Gestalt.

Auch Friederich ist hierin, fortgerissen durch die allgemeine Politik ganzer Jahrhunderte, gewiß zu weit gegangen. Sein eigner Ehrgeiz, wenn er auch seine früheste Triebfeder war, war doch nicht unbeschränkt. Selbst das Glück seiner ersten Kriege verführte ihn nicht, nach unaufhörlicher Erweiterung seiner Länder

zu streben. Er wußte selbst seinen Siegen, durch die Vernunft und die Fürsorge für das wahre Wohl seiner Länder, Gränzen zu setzen. Aber sein Mißtrauen gegen alle seine Nachbarn trieb er sehr weit. Seine Urtheile von ihnen waren immer ungünstig. Er war immer bereit, was seinen Wünschen in den Maßregeln andrer Höfe zuwider war, auf die Rechnung ihrer Bosheit und ihrer Feindschaft zu schreiben. Diese vergalten ihm gleiches mit gleichem.

Wo soll dieser Kreisumlauf von Argwohn, den man hegt, und Argwohn, den man wieder durch seine Gegenanstalten veranlaßt, — wo soll der aufhören? Wo das gute Vernehmen anfangen?

Nur der mächtige, und zugleich die Gerechtigkeit von ganzem Herzen liebende Mann kann diesen Anfang machen. — Wenn eine weise innere Verwaltung die Kräfte eines an sich großen Reichs in ihrem natürlichen Wachsthume erhält: so bedarf die Sicherheit desselben nicht mehr diejenige eifersüchtige Wachsamkeit, die schon eine Art geheimen Krieges ist, und von Zeit zu Zeit in offenbare Kriege ausschlägt.

Das ist der einzige Weg, auf welchem in der politischen Welt zur Beobachtung der Gerechtig-

keit zu gelangen ist: daß die innern Angelegenheiten der Staaten für einen wichtigern Theil der Regentenpflichten gehalten werden, als die auswärtigen: und daß man auch die Sicherheit der Staaten vornehmlich auf ihren innern Wohlstand und die Zufriedenheit der Einwohner gründe. Mit einer vollkommnen, oder doch verständigen und thätigen Staatswirthschaft, wenn die Anzahl der Menschen wächst, und die Menschen glücklicher werden, wenn der Acker besser gebaut wird, mehr Kunstfleiß alle Hände beschäftigt und die Köpfe durch gute Erziehung und Wissenschaften aufgeklärt werden: — mit diesen Vorbereitungen ist auch schon für die Sicherheit von aussen sehr gesorgt; und ohne diese helfen alle Spionerien, wodurch die Anschläge feindlicher Höfe entdeckt, und alle Machinationen, wodurch sie vereitelt werden sollen, nichts.

Der unvermeidlichste Antrieb, oder die der Entschuldigung fähigste Veranlassung zu ungerechten Schritten gegen die Nachbarn ist die Furcht vor ihnen. Wer sich jener standhaft enthalten soll, muß von dieser frey seyn. Dazu gehört allerdings zuerst Macht. Deßwegen ist unter vielen kleinen Fürsten und Staaten die Politik am meisten treulos gewesen, und die Ge-

rechtigkeit am wenigsten beobachtet worden. Dann gehört aber auch dazu, daß diese Macht, das heißt, das Land und die Menschen, durch eine weise Oekonomie zum Gebrauche und Gefühle aller in ihr liegenden Kräfte gelange. Man setze nun, daß einst ein Souverain, mit großen Gaben, wie Friederich, ausgerüstet, schon den Staat in derjenigen Ausdehnung und mit der Volksmenge, und den Hülfsquellen vorfindet, in und mit welchen er sich selbst erhalten kann, und nun noch, im Vertrauen auf seine Macht, und im Bewußtseyn der auf die immer fortgehende Verbesserung seiner Länder abzielenden Maßregeln, den Verdacht gegen seine Nachbarn mehr, als Friederich, schwinden läßt, sich weniger um sie bekümmert, und dagegen äußerst behutsam ist, nicht nur ihre Gerechtsame nicht zu beleidigen, sondern auch ihren Argwohn nicht zu erregen: ein solches Beyspiel wird ein Schritt zu der so sehr von allen Menschenfreunden erwünschten, aber von allen weltklugen Köpfen für schimärisch gehaltenen Epoche politischer Gerechtigkeit und eines dauerhaften Friedenstandes seyn. Umsonst sind alle Theorien des Völkerrechts, welche die erste predigen, alle Ermahnungen der Moral, welche den andern anpreisen: solange

die Sorge für die Sicherheit von aussen bey den Landesherrn Europas so ängstlich, ihr Mißtrauen gegen die geheimen Absichten ihrer Nachbarn so groß, und die ganze Politik nach Grundsätzen und Gewohnheit so eifersüchtig, so ausspähend und selbst so leichtgläubig gegen die Verläumdungen der rivalisirenden Staaten ist.

13.

Wie sehr verschieden urtheilen, in politischen Angelegenheiten, das Publicum und die handelnden Personen auch über die Gerechtigkeit der politischen Handlungen. Die Welt hat Friederichen gewiß nie ein Verbrechen aus dem abgesonderten Friedensschlusse gemacht, durch welchen er Frankreich verließ, und Schlesien erhielt. Hingegen hat es ihm seinen ersten Einmarsch in Schlesien, als eine Probe ungerechter Habsucht und unermeßlichen Ehrgeitzes, lange nicht vergessen können. Lange Zeit dauerte in den Gemüthern der Europäer die Idee fort, welche sie sich, nach dem Urtheile über diese Handlung, von dem Charakter des Königs gebildet hatten: die Idee, daß er ein Fürst sey, der den Krieg liebe, und die Gerechtsame seiner Nachbarn wenig achte,

wenn Macht und Gelegenheit auf seiner Seite sey. Eben so allgemein und so nachtheilig waren die Eindrücke, welche der Einmarsch in Sachsen, die Besitznehmung des Dresdner Archivs, und das ganze Verfahren des Königs in diesem Lande machte. Nichts zog dem Könige mehr Feinde zu, nichts gab denen, welche es schon waren, einen scheinbarern Vorwand, ihn demüthigen zu wollen. *)

Ganz anders urtheilte der König Friederich selbst: und dieß nicht bloß vor dem Publicum, in seiner Geschichte, einem Werke, das er zur Bekanntmachung bestimmte, sondern auch bey sich selbst und gegen seine Vertrauten, wie wir aus Briefen desselben sehen, deren Publicität er nie vorhersehen konnte.

*) Ich rede hier nicht von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Sache selbst: diese ist erst durch die nachfolgende Zeit, selbst durch die in Dresden gemachten Entdeckungen aufgeklärt worden. Auch haben sich die Begriffe der Menschen darüber geändert, oder doch sehr getheilt. Ich rede nur von dem ersten Eindrucke, und der war nicht bloß bey den feindlichen Nationen, sondern bey Neutralen und selbst bey einem großen Theile der Preußischen Unterthanen der, welchen ich beschreibe.

Die erste Unternehmung zur Eroberung Schlesiens erklärt er zwar selbst für einen Entwurf, den ihm der Ehrgeitz eingab: aber ein Ehrgeitz, der durch die stärksten Aufforderungen gereitzt war, und zugleich gemeinnützige Endzwecke für mehrere Staaten ausführte; welcher Rechte auf der einen Seite und erlittene Beleidigungen auf der andern zu seiner Entschuldigung hatte. Der Stolz und die Herrschsucht des Oesterreichischen Hauses gegen die Deutschen Fürsten war ein Ungeheuer, welches er zum Besten des gemeinschaftlichen Vaterlandes bekämpfte; die Ausführung seiner Rechte war eine Pflicht, die er seinem besondern Vaterlande schuldig war. — Der Nahme und das Ansehn, welches er sich und seinem Heere durch eine glücklich ausgeführte kriegerische Unternehmung verschaffte, war den Brandenburgischen Staaten unentbehrlich, um sie gegen Mißhandlungen mächtiger Nachbarn zu decken, oder war ihnen wenigstens sehr nützlich, um ihnen einen höhern National-Geist mitzutheilen. — Wenn er nach einem glücklichen Feldzuge die ihm von Maria Theresia angebothenen Abtretungen, die seinen ersten Ansprüchen nicht unangemessen waren, abwies, und das Ganze forderte, auf dessen Theil er ein noch bestrittenes Recht

ausgeführt hatte: so geschah es, (nach der Antwort, die er dem Gesandten Robertson gab,) um die ihm angebornen Gefühle der Ehre und Rechtschaffenheit nicht zu verletzen, um nicht das Blut seiner treuen und tapfern Soldaten umsonst vergossen zu haben, und nicht, wie ein niederträchtiger Kaufmann, den Ruhm gegen Gewinnst zu verhandeln. Das waren nicht bloß rednerische Blumen, mit welchen er einen Unterhändler, der ihm mißfiel, abfertigte: es waren gewiß Gedanken, die in seinem Gemüthe herrschend waren.

Bey dem Angriffe gegen Oesterreich und Sachsen im Jahre 1756, konnte ihm nach den Nachrichten, welche er von den geheimen Verbindungen derselben bekam, und nach der Kenntniß, die er von den Gesinnungen dieser Höfe hatte, kaum der Gedanke eines möglichen Unrechts, das auf seiner Seite wäre, einkommen. Und Sachsen, dessen Regent und Minister, schienen ihm, wegen des Antheils, den sie an seiner Unterdrückung nehmen wollten, Gegenstände einer desto gerechtern Rache, je weniger er diesen Hof unmittelbar beleidigt zu haben glaubte, je unzufriedner er mit den Sachsen schon als ihr Allirter gewesen, und je nothwendiger die Besitznehmung von Sachsen zu ei-

nem in jeder andern Rücksicht rechtmäßigen Kriege war. Es ist aus den Werken des Königes klar, daß in den Zeiten des größten Bedrängnisses, in Zeiten, wo sonst der Kummer über den Erfolg auch das Gewissen, in Absicht der Handlung, aufweckt, ihm nie der geringste Verdacht wegen einer Ungerechtigkeit in irgend einer seiner Maßregeln einkömmt; daß er sich leidend, für das Schlachtopfer der Bosheit, der Verrätherey und des Despotismus, thätig, als den Retter der Deutschen Freyheit, als einen von neidischen Feinden zu seiner eignen Vertheidigung nothgedrungnen Fürsten ansieht.

Hingegen diejenige Handlung, über welche er zu der Zeit, als er sie that, und noch lange hernach, unruhig war, ob sie eine Verletzung der Tractaten, oder eine nothwendige Maßregel der politischen Klugheit gewesen sey: diese ist die einseitige Schließung des Breslauer und Dresdner Friedens. Darüber rechtfertigte er sich gleich auf der Stelle, gegen seine Freunde; darüber rechtfertigt er sich in seiner, nicht lange darauf verfertigten, Geschichte dieser Kriege, mit einer Sorgfalt, daß er keinen Vorfall unbemerkt läßt, der ihn zu diesem Entschlusse, seinen Bundesgenossen zu verlassen, vernünftiger und billiger

Weise, nach und nach hinführen mußte. Darüber philosophirt er noch im Allgemeinen, in der Einleitung zu seinem historischen Werke, und nur nach dieser Veranlassung und in Rücksicht auf diese Begebenheit untersucht er die Frage, in wie ferne die Haltung der Verträge eine unverbrüchliche Pflicht der Könige sey.

Es ist lehrreich für jeden Menschen, zu bemerken, wie sehr der Standort des Menschen in der Welt, seine Urtheile, nicht nur über die Dinge außer ihm, sondern auch über seine eigne Handlungen, und über die Moralität derselben abändert. Es ist vornehmlich lehrreich für den Privatmann, der etwas von der Moral der Politik wissen will, die Urtheile, die ein denkender König in seiner Lage fällt, zu erfahren, da es dem Unterthan vielleicht eben so schwer wird, den Augenpunct richtig zu fassen, wie man vom Throne aus die Begebenheiten ansieht, als einem Könige, die Gefühle und Urtheile zu begreifen, welche seine Handlungen bey den geringen Unterthanen erregen.

Jede Lage in der Welt giebt dem Menschen gewisse Gesichtspuncte, welche richtig sind, und eine Seite des Gegenstandes wirklich darstellen. Die Vernachlässigung der übrigen Gesichtspuncte,

die ausschließende Anhänglichkeit an die, von unserm Standorte aus gemachten, Entdeckungen, und die Einbildung, daß es auch die vollständigen und die einzigen sind, welche sich machen lassen, bringt die Einseitigkeit und den Irrthum in unsre Urtheile. Um der Wahrheit näher zu kommen, müssen wir die Gesichtspuncte mehrerer, und wo möglich in ihren Umständen sehr ungleicher Menschen, und deren Meinungen gegen einander halten und vereinigen.

Ein König, scheint es, welcher Grundsätze der Ehre und der Redlichkeit kennt, findet in der Verlassung eines Bundesgenossen, durch dessen Hülfe er Gefahren besiegt und Erwerbungen gemacht hat, etwas verrätherisches. Eroberungen hingegen, die er auch bey noch zweydeutigen Rechten gemacht hat, besonders, nachdem diese neuen Provinzen errungen, mit seinem alten Staate fest verbunden und wohl verwaltet sind, sieht er nur als Wohlthaten, welche er seinem Staate erwiesen hat, und als Erfüllung der höchsten Regentenpflichten an. — Er erinnert sich dabey, wie viel er selbst erduldet, wie viel er gethan habe, um diese Unternehmung glücklich auszuführen, und welche wahre Tugenden der Muth, die Standhaftigkeit und die

Klugheit sind, die er, in dem dazu angefangnen Kriege, vor den Augen aller Welt, und mit ihrem ungetheilten Beyfalle bewiesen hat. Wie wäre es ihm möglich, itzt noch zu untersuchen, ob die Veranlassungen zu den Schritten gerecht waren, die ihn auf das Feld führten, wo er die Lorbeern der Ehre und des wahren Verdienstes erndtete. Die Gerechtigkeit ist so zu sagen nur ein Punct, das erste moralische Triebwerk der Handlung. Die Handlung selbst ist eine ganze lange Reihe glänzender Erfolge: es ist das entstandne lebendige Product, das auf seinem Fortgange immer mehr anwächst; und, wenn es zu seiner Schönheit und Reife kömmt, seinen ersten Ursprung ganz in Vergessenheit bringt. So urtheilt der Fürst.

Der Privatmann hingegen, welchem an Ruhe, sicherm Eigenthume, und ungestörtem Genusse seiner selbst und seiner Güter mehr liegt, als an der Vergrößerung des Staats, ist geneigt, jeden Friedensbruch als ein Verbrechen anzusehn, und jede dabey ihm noch bemerkbare Unregelmäßigkeit, jede Abweichung von der Moral des Privatlebens, jeden Widerspruch mit vorhergehenden Verträgen, für unverzeihliche Untreue, für Verletzungen des Rechtes der Natur und der Völker zu halten. Was hingegen den

Frieden wiederbringt, das Blutvergießen endigt, die Länder und ihn wieder aus der gewaltsamen Lage in die natürliche bringt, scheint ihm, ohne auf die Bewegungs-Gründe oder Verbindlichkeiten des Regenten zu sehn, — an sich gut und löblich, — wenigstens nie unverantwortlich zu seyn. Das Versprechen seines Fürsten, einen Krieg mit einem andern in Gemeinschaft zu führen, kommt dem ruhigen Bürger bey weitem nicht so unverletzlich und heilig vor, als das Versprechen Frieden zu halten: weil jenes gleichsam eine Verbindung wider das allgemeine Beste der Menschheit, dieses eine Verbindung für dasselbe ist. Ganz anders hingegen urtheilen diejenigen, welche an diesen Thaten und Begebenheiten, die auf dem politischen Schauplatze geschehen, als mitspielende Personen, Theil nehmen. Diese sehn den Krieg als eine Action, den Frieden als einen passiven Zustand an. Alle die Versprechungen, die sich auf ganz bestimmte Handlungen beziehn, deren Erfüllung sie mit ihrem Gelde, ihren Truppen, ihrer Person bezahlen müssen, machen größern Eindruck bey ihnen, als die Versprechungen, durch welche sie sich nur anheischig machten, nichts zu thun, den Zustand der Dinge unverändert zu lassen.

Auf der andern Seite giebt jeder glückliche Erfolg, welcher den Staat vergrößert, verherrlichet, und bereichert, — wenn er an sich betrachtet, und von den Ursachen und Veranlassungen der Unternehmung, — ihrer Rechtmäßigkeit oder Immoralität in Gedanken abgesondert wird, an sich ein rühmliches Bild einer Staatsverwaltung, die ihren Endzweck erfüllt. Durch eine doppelte Täuschung sind die Könige in Versuchung, sich erstlich an die Stelle ihres Staates zu setzen, und für gemeines Beste zu halten, was nur das Interesse ihrer königlichen Leidenschaften befördert, und dann hinwiederum sich in so fern nur für Verwalter des Staats anzusehen, insofern sie niemanden von Handlungen Rechenschaft zu geben haben, welche diesem nutzen, und keine höhern Pflichten gegen einen dritten erkennen, welche den Pflichten gegen ihr Land gleich kämen. So bestimmen sie oft ihre Maßregeln nach ihren besondern Beziehungen als Menschen, und rechtfertigen die Bewegungsgründe derselben, nach allgemeinen Beziehungen, als Volksrepräsentanten.

Ungefähr so wie ein commandirender General sich zu nichts verpflichtet hält, als den Feind von einem Orte zu vertreiben, oder seinen Platz

zu behaupten, ohne weiter an Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Sache zu denken: so glauben die Regenten selbst alle ihre Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie dem Theile ihres Berufs, Beschützer und Mehrer des Reichs zu seyn, ein Genüge leisten.

14.

Die Gelindigkeit, welche der König gegen Verbrecher bewies, die an seiner Person verrätherisch gehandelt hatten, war sicher mehr ein Zeichen seines Muths als seiner Menschenliebe. — Verräthereyen gegen den Staat, oder Handlungen, die er dafür hielt, bestrafte er zweymahl, in Wallraben und Trenk, selbst bis zur Grausamkeit strenge. — Aber wer an die Gefahr so zu sagen nicht glaubt, wer das Uebel, welches ihm persönlich zustößt, zu ertragen oder zu überwinden gelernt hat: der wird nie einen Feind mit vorzüglicher Rache verfolgen, von welchem nur sein eignes Leben in Gefahr gesetzt worden ist, er wird gegen den Anstifter eines Unglücks, das nur ihm drohte, keine besondre Erbitterung fühlen.

Sich selbst vergessen, ist die nothwendige Eigenschaft eines Mannes, der mit großen Din-

gen umgeht. Der König konnte dieß vollkommen. Wer ihm in seinen Absichten hinderlich war, erregte seinen Zorn mehr, als wer ihm persönlich zu schaden suchte. Das ist der Charakter der wahren Ehrbegierde. Das Selbst-Interesse eines nach Ruhm strebenden Mannes liegt in seinen Handlungen. Er lebt nur in dem, was er thut, oder was er hervorbringt. Seine Werke sind sein Selbst, in deren Anschauen er seiner Vollkommenheiten genießt. Um deßwegen ist diese Art des Ehrgeitzes mit der Tugend verwandt, weil diese den Menschen auch, so zu sagen, aus sich selbst heraustreibt, und ihn seiner eignen Empfindungen, in der Betrachtung des Wohls andrer, das er befördert, vergessend macht.

15.

Marc-Aurel dankte den Göttern, daß sie es ihm weder in der Poesie noch in der Redekunst so sehr hätten gelingen lassen, daß er dadurch für diese Studien eine leidenschaftliche Neigung bekommen hätte, und auf diese Weise von den wichtigern aber weniger anmuthigen Arbeiten der Regierung, oder den Betrachtungen und Uebungen der Moral und der Selbstbeherr-

schung wäre abgezogen worden. Der König war weit davon entfernt, sich eine solche versagende Wohlthat der Götter zu wünschen. — Aber die Fortschritte, die er in den schönen Wissenschaften gemacht hatte, waren ihm so leicht geworden, der Genius seiner Poesie und Beredtsamkeit war auf seinen Wink so bereit, war so ohne Anstrengung fruchtbar, und so wenig eigensinnig einen Gegenstand zu ergreifen, oder zu verlassen: daß er, mit der größten Leichtigkeit und mit gleicher Bereitwilligkeit, von den Arbeiten des Witzes zu den Geschäften der Regierung übergehen konnte; und daß er gewiß nie an der Ausrichtung dieser durch die Aufmerksamkeit auf jene gestört wurde. Diese Künste hatten das glücklichste Verhältniß zu seinem Geiste. Sie erfüllten dessen Muße völlig und auf die angenehmste Weise, und sie fesselte ihn doch nicht so, daß er mit Widerwillen sich durch seine Berufspflichten davon hätte abrufen lassen. Auch als Gegenstände der Ruhmbegierde setzten sie sein Gemüth nicht aus dem gehörigen Gleichgewichte. Er kannte wohl den Werth, den Werke des Genies für das menschliche Geschlecht haben, und er verachtete nicht auf eine ungereimte Weise den Nahmen eines unterrichteten und denkenden Mannes. Aber seinen

Ruhm wollte er doch nie auf seine litterarischen Werke gründen: dazu dachte er wirklich von sich zu groß, und von seinen gelehrten und poetischen Arbeiten zu bescheiden.

Wenn die Imagination des Dichters, und der Witz des Satirikers bey Friederich, in irgend einer Absicht, der größern Vollkommenheit seiner Staatsverwaltung in den Weg traten: so geschah es, nicht, indem sie ihn von seinen Geschäften abhielten, sondern indem sie sich, ihm selbst unbewußt, zuweilen in seine Geschäfte mischten. Er sah auch zuweilen die Gegenstände und Personen, mit welchen er als Regent zu thun hatte, als Dichter, — nicht in ihrem wahren Lichte, sondern in dem, welches seine Einbildungskraft, erweckt durch zufällige Verknüpfung der Begriffe, ihnen geliehen hatte. Wenn sie auch nicht die Gestalt der Sachen verstellte, (so weit erlaubte selten der richtige Verstand des Königs seiner Dichtergabe sich zu verirren,) so erhöhte oder verdunkelte sie wenigstens ihre Farben. So wie er im Gespräche und in seinen Gedichten zuweilen eine ausführliche Schilderung von Personen, Ständen und Sachen macht, von denen er nur wenig Umstände selbst beobachtet hatte, indem seine dichterische Einbil-

dungskraft, die übrigen nach der Analogie hinzusetzte, so konnte es ihm wohl auch in Angelegenheiten und bey Personen gehn, mit welchen ihn die Staatsverwaltung beschäftigte, daß er das Mangelhafte seiner historischen Kenntniß durch Züge aus seiner Einbildungskraft ersetzte: wodurch er zwar nicht mehr irre geführt wurde, als wenn er bey gleicher Unwissenheit ohne Dichtergabe gewesen wäre; aber leichter zu einer falschen Zuversicht auf seine Einsicht verleitet werden konnte, indem er die Lücken derselben weniger merkte. Die Lebhaftigkeit des Bildes gilt oft dem Dichter für die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Vorstellung: und ausgebildete, und mit allen Farben bekleidete Ideen haften fester im Gemüthe, und lassen sich weniger durch Gründe und gegenseitige Berichte aus demselben vertreiben.

Was aber den Schaden, der, aus den Zusätzen der dichtenden Einbildungskraft zu den Begriffen des Königs von wirklichen Gegenständen, für seine Regierungsgeschäfte hätte entstehen können, verminderte, war, daß seine Einbildungskraft, mit Witz verbunden und von satyrischer Laune gefärbt, ihn mehr dazu geneigt machte, das Hohe herabzusetzen, als das Kleine

zu erheben, und also bey ihm das nil admirari beförderte, welches in der That eine Regel der Weisheit und ein Schutz der Gemüthsruhe für jeden Menschen, aber einem Könige, wie Friederich, der mit so vielen Schwierigkeiten und Gegnern zu kämpfen hatte, ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Aufrechterhaltung des Geistes und zur Stählung des Muthes ist.

Es ist ein Unglück, wenn ein Fürst die Menschen überhaupt verachtet: aber es ist ein noch größeres, wenn ein Fürst einzelne Menschen zu hoch hält, und über sich hinwegsetzt. Sind es seine Unterthanen, wie kann er den Muth haben ihnen zu befehlen? sind es seine Feinde, wie kann er sich ihnen mit Vertrauen und guter Hoffnung widersetzen? Sein äußeres Verhältniß verlangt eine gewisse Erhabenheit über andre Menschen. Sein inneres Gefühl, oder seine Meinung von sich und andern, muß mit diesem Verhältnisse gewisser Maßen übereinstimmen, sonst wird er, wie jeder Mensch, welcher gewahr wird, daß er nicht auf seinem rechten Platze steht, mit Schüchternheit handeln, und von seinen eignen Kräften nicht vollen Gebrauch machen.

Was in Absicht der Personen wahr ist, gilt auch, in einer etwas verschiedenen Bedeutung, von den Dingen und den Begebenheiten, die den Fürsten vorstoßen, und von den Handlungen, die er selbst thun soll. Er muß seinen Beruf im Ganzen für groß halten: aber die Schwierigkeiten und Verwickelungen einzelner Vorfälle und Geschäfte müssen ihm nicht von derjenigen Wichtigkeit zu seyn scheinen, als Privatleute sie zu halten geneigt sind, weil er sonst dadurch in eine Verlegenheit oder in eine Spannung des Gemüths geräth, welche der guten Ausrichtung der Geschäfte nicht günstig ist.

Wenn die Beschäftigung Friederichs mit Poesie und Schriftstellerey, der Umgang mit witzigen Köpfen und seine litterarische Bildung überhaupt irgend einen Einfluß auf seine ganze Art zu sehen und die Dinge zu beurtheilen hatte: so war es mehr, sie ihm von der Seite ihrer Schwäche als ihrer Stärke, ihres Lächerlichen als ihres Fürchterlichen, ihrer Kleinheit als ihrer Größe zu zeigen. Sie trugen also bey, die Wirkung seiner eignen natürlichen Geisteskraft, daß kein Mensch, kein Ding ihm imponirte, zu sichern. — Ich habe an andern Orten Gelegenheit gehabt, der Inconvenienzen zu geden=

ken, die daraus entstehen: aber dieß ist unstreitig ein überwiegender Vortheil, daß er sich immer den Gegenständen gewachsen zu seyn glaubte, zu deren Behandlung er berufen war.

16.

Es giebt vielleicht kein sichreres Zeichen, daß in dem Herzen eines Mannes Anlage zu moralischen Empfindungen, und also zu Menschenliebe und Tugend sey, als wenn er Geschmack an der Natur und an der Anmuth des Landlebens findet. Bey einem Großen, bey einem Fürsten, noch mehr bey einem mächtigen, selbst regierenden Monarchen ist dieser Beweis noch viel stärker. Je leichter diese sich alle sinnlichen und alle gesellschaftlichen Vergnügungen verschaffen können, je mehr ihre Zeit ausgefüllt ist, es sey mit den Geschäften, die ihren Ehrgeiz spannen und befriedigen, es sey durch den Wetteifer andrer Menschen, — der Gelehrten, der Witzlinge und Künstler, sie zu unterhalten: eine desto reinere und edlere Quelle muß die Sehnsucht nach den stillern Freuden des Landlebens und das Wohlgefallen daran haben. Bey dem Privatmanne entsteht sie oft zum Theil aus den Kränkungen, oder der Vernachlässigung, welche er

in der Gesellschaft erfahren hat, und wodurch ihm die Einsamkeit unter angenehmen todten Gegenständen lieb wird; zum Theil aus der Freudenlosigkeit seines gewöhnlichen Lebens, gegen welche die Fülle der Vergnügungen, die eine schöne Landschaft in der schönen Jahreszeit anbiethet, einen merklichen Contrast macht. Derjenige hingegen, welcher in der menschlichen Gesellschaft geehrt wird, welcher alle Mittel, sich auf eine rauschende, Sinne und Einbildungskraft stärker beschäftigende, Art zu vergnügen, in seiner Gewalt hat, und sich doch aus der Gesellschaft zurückzieht, um im Schoße der Natur mit wenigen Freunden, unter lehrreichen Gesprächen und den Denkmählern alter Weisen, auszuruhen: ein solcher Mann muß wirklich eine höhere Empfänglichkeit für die Vergnügungen haben, welche dieser Zustand gewähren kann. Es gehört dazu nicht nur diejenige Sanftheit und Stille des Gemüths, welche weniger heftige Eindrücke aufzufassen und fest zu halten fähig ist; was bey der Herrschaft stürmischer Neigungen nicht Statt findet; sondern es sind auch positiv wohlwollende Gesinnungen dazu erforderlich. Das Angenehmste bey dem Anblicke der Natur im Sommer ist

der Schein des allgemeinen Wohlstandes und Wohlseyns, welcher dann über alle Dinge verbreitet ist; es ist die Idee des Entstehens, des Wiederauflebens, des Wachsens, des Blühens, welche uns von jeder Pflanze, von jeder grünen Aue, von jedem wohlbelaubten Baume so erquickend entgegen strahlt. Dasjenige Herz, welches daran recht viel Freude finden soll, muß an dem Wohle andrer Wesen Theil nehmen. Und wie sollte es gegen Menschen, und zur Mitempfindung ihrer Schicksale sich nicht öffnen, da es mit dem Grase auf dem Felde und den Bäumen des Waldes sympathisirt? Endlich ist der Genuß des Landlebens im Grunde Genuß seiner selbst, ungestörte, eigene, innere, geistige Selbstthätigkeit. Wer diese nicht hat, endigt in der Einsamkeit und in den schönsten Fluren immer damit, daß er einschläft, oder daß er verdrießlich und mißvergnügt wird. Aber nie kann man sich allein selbst beschäftigen, als durch Nachdenken. Also muß der wahre Liebhaber des Landes Verstand und diesen geübt und bereichert haben. Und wie kann man lange einsam nachdenken, wodurch man gewiß in Beurtheilung seiner selbst geräth, wenn man nicht mit sich in einem gewissen Grade zufrieden seyn

kann? Also muß der, welchem das Land lange wohlgefallen soll, das Bewußtseyn guter und nützlicher vollbrachter Thaten, oder wenigstens das der Unschuld in dasselbe mitbringen.

Wenden wir diese Schilderung auf Friederich den zweyten an: so ist es gewiß, daß er auch unter den Königen dadurch sich unterschied, daß er mehr, als irgend einer unter ihnen, ländliche Stille und Ruhe liebte, daß der Sommer, eine lachende Gegend, die wohlthätige Wärme der Sonne ihm so werth war, als dem geringsten seiner Unterthanen, für den diese natürlichen Güter die einzigen sind.

Wer das Glück gehabt hat, ihn in Sanssouci als Freund zu sehen, der weiß, wie ganz er da den König vergessen, und sich den vertraulichen Empfindungen der Freundschaft und des Wohlwollens überlassen konnte. Nirgends war er angenehmer, wie er auch nirgends vergnügter war.

Allen ergetzenden Feyerlichkeiten des Hofes unterzog er sich nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht, weil die Repräsentation zu dem Amte eines Monarchen gehört. Aber das Vergnügen eines angenehmen Land-Aufenthalts suchte er aus Geschmack und mit Vorliebe. Warum lie-

ben denn gewöhnlich Könige so sehr das Geräusch großer Gesellschaften? entweder weil sie so klein und sinnlich sind, und es für die Betäubung nöthig haben; oder so eitel, daß ihnen die so oft wiederhohlten Bezeugungen der Ehrerbiethung doch noch willkommen sind. Aber für den König, der in dem engen und immer nur rund umlaufenden Kreise der gewöhnlichen Ergetzungen bald ermüdet ist, und in seinem Geiste eine absolute Größe und Stärke hat, die es ihm entbehrlich macht, die bloß relative Größe seines Ranges immer sichtbar vor Augen zu haben, für den wird Hofleben und Etiquette und das ganze lustig scheinende Geräusch der großen Welt bald lästig — und der beste Genuß, den er von seiner Würde selbst machen zu können glaubt, ist der, seine Gesellschaften sich wählen, und seine Muße gegen das Eindringen der Unbescheidenen vertheidigen zu können.

So wie der Privatmann und der Gelehrte, der immer in der Einsamkeit seine Tage zubringt, ungebildet bleibt, wenigstens, was die äußern Sitten betrifft: so wie bey ihm, wenn er die Einsamkeit in hohem Grade liebt, es ein Beweis ist, daß er entweder nicht glücklich, oder in einer gewissen Art unfähig und geistlos seyn

müsse: so ist hingegen bey einem Könige, der durch seine Geburt, sein Amt, seine Gewohnheiten von Jugend auf für die Gesellschaft bestimmt, und für den Genuß ihrer Vergnügungen vorbereitet ist, die Liebe der Einsamkeit oder eines geräuschlosen ausgewählten Umganges, gewiß das Zeichen, daß er in diesem Range ungewöhnliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens, und zugleich eine innere Ruhe und Zufriedenheit besitzt. Und die öftere Zurückziehung in diese Einsamkeit und Stille selbst ist das Mittel, seinem Geiste mehr Energie, seinen Neignngen mehr Richtung aufs Große und Erhabne, und ihm zugleich größre Vollkommenheit in Führung seiner Geschäfte zu geben. Was die Gesellschaft zur Bildung des Menschen beyträgt, kann dem Fürsten selbst nie mangeln, wenn ihn nicht die Natur verwahrloset hat; was eignes Nachdenken, was Studium, was lehrreicher Umgang, was eigne angestrengte Arbeit ihm von Vorzügen mittheilen kann: dieses entgeht ihm leicht, wenn er sich nicht mit Gewalt zuweilen aus dem Gedränge zurückzieht, und das Vergnügen, welches andre Großen nur von ihrer Lage in der menschlichen Gesellschaft erwarten, in sich, und

in der großen allgemeinen Natur und ihrer Betrachtung sucht. Bey dem im Winkel verborgen lebenden Gelehrten verlöschen zuletzt, entweder die geselligen Empfindungen selbst, oder es geht die Fertigkeit sie mitzutheilen verloren: bey dem immer im Geräusche lebenden Großen wird die eigenthümliche Kraft und das innere Leben seines Geistes, durch die Menge ihm von außen zuströmender Empfindungen, wo nicht unterdrückt, doch geschwächt; er wirkt mit größerer Leichtigkeit außer sich, als irgend ein andrer Mensch, aber die innere Quelle der Action wird weder reicher noch gereinigter.

Diese Neigung zum Landleben und zur Einsamkeit ist von dem Hange zum beschaulichen Leben sehr unterschieden. Niemand war von dem letztern weiter entfernt, als Friederich der zweyte. So gedankenreich sein Geist war, und so gut er sich mit der bloßen stillen Meditation unterhalten konnte: so war doch das Nachdenken allein, ohne eine damit verbundene Beschäftigung, wodurch er diese Gedanken entweder festhielt oder mittheilte, nie, so weit ich ihn kenne, seine Sache. Er mußte immer lesen, uud sogar laut lesen, oder reden, oder schreiben, oder handeln. Körper und Geist mußten bey ihm in einem

gewissen Grade immer zugleich beschäftigt seyn; er wollte nicht bloß thätig seyn, sondern auch immer etwas hervorbringen.

Es hat mehrere Fürsten gegeben, und giebt deren noch, die sich irgend ein Lieblingsstudium ausgesucht haben, über dessen eifriger Betreibung sie eben so sehr die Geschäfte und ihre Pflichten, als die Eitelkeiten des Hofes vergessen. Wenn diese sich deßhalb ein höheres Verdienst zuschrieben, weil sie nicht an den gewöhnlichen Zeitvertreiben ihrer Mitbrüder Geschmack fänden, und den Pomp und die Zerstreuungen, von welchen schwache Großen bezaubert werden, gegen ernsthafte Beschäftigungen vertauschten: so müssen sie bedenken, daß sie dieß mit einem der schwächsten Regenten, dem unglücklichen Kaiser Rudolph, gemein haben; sie müssen bedenken, daß die Vernachlässigung ihrer Pflichten desto unverantwortlicher ist, da sie sich mit dem Anbaue ihres Verstandes und der Erforschung der Wahrheit zu beschäftigen vorgeben, und diese Beschäftigungen doch auf nichts gerader und unmittelbarer führen, als auf die Ueberzeugung, daß jeder, um achtungswerth zu seyn, die Rolle spielen, und gut spielen müsse, welche ihm von der Natur und dem Geschicke aufgetragen worden ist. Die Herrschaft der Sinnlichkeit über die Pflicht

ist etwas so gemeines und der menschlichen Schwachheit eigenes, daß man Nachsicht dagegen hat, besonders in einem Posten, wo die Sinnlichkeit stärker gereizt wird. Aber eine solche schiefe Richtung des Verstandes, vermöge welcher er selbst den Menschen von Erfüllung seiner Pflicht abführt, wird weniger vergeben, so wie dieselbe seltner ist.

In dieser Rücksicht ist vielleicht das Vorurtheil, welches Friederich gegen Mathematik und Physik hatte, obgleich als Irrthum, und als hartnäckig vertheidigter Irrthum, ein Fehler, doch für ihn ein Gut gewesen. Diese Wissenschaften ziehen den, welcher sie einmahl liebt, stark an sich, und sie haben mit den Regierungsgeschäften nichts gemein. Die Poesie, die schönen Wissenschaften überhaupt hängen mit der Kenntniß des Menschen und mit der Moral zusammen, und diese führt immer wieder auf die Endzwecke und Geschäfte der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Philosophie und Geschichte haben die Staaten entweder unmittelbar zu ihrem Gegenstande, oder haben doch eine nahe Beziehung auf dieselben, da sie immer mit den Menschen zu thun haben, woraus diese Staaten bestehen. Ueberdieß erlauben diese Wissenschaften

ein unterbrochenes Studium. Man kann den Faden oft fahren lassen, ohne daß er ganz zerreißt, oder zu schwer wieder zu finden sey. — Doch auch sie können auf eine mehr professionelle Weise, wie es Künstler und Gelehrte müssen, getrieben werden, und dann können sie den Geist ebenfalls so ganz erfüllen und befriedigen, daß er zu dem, was man Geschäfte nennt, und welches aus vielfachen kleinen, oft wiederholten, Pünktlichkeit und Schnelligkeit erfordernden, Arbeiten besteht, entweder ungeschickt oder demselben abgeneigt wird. Der König, der nur die Blumen dieser Wissenschften mit leichter Hand brach, ohne die Dornen derselben zu berühren, würde dadurch zu seinen Amts-Arbeiten, die ihm als Feldherrn, als Staats-Wirthschafter, als Richter seiner Unterthanen, als Gliede des politischen hohen Raths der Europäischen Mächte oblagen, nicht ungeschickt, noch denselben abgeneigt. Da er auch seine philosophische Muße nicht bloß anwandte, zu lernen und zu meditiren, sondern auch zu lehren, Gedanken zu bekleiden und mitzutheilen: so blieb er immer in einer Beschäftigung, die mit der seines Berufs eine Aehnlichkeit hatte. Er konnte in der ersten gestört und zu seinen Regierungsgeschäften abge-

rufen werden, ohne einen zu großen Unterschied seiner Zustände zu fühlen. Er erfrischte und stärkte daher seinen Geist durch die Abwechselung der Gegenstände, und verlor doch nie seine große Bestimmung aus den Augen.

17.

Die Gemüthsstimmung des Königs während des ersten Schlesischen Krieges ist, nach seinen Briefen, die eines jungen glücklichen Helden, der von Siege zu Siege eilt, vor sich nichts als glänzende Aussichten sieht, und seine Erholungsstunden durch Poesie, verfeinerte Sinnlichkeit und geistreichen Umgang zu verschönern weiß. Alles lacht ihm, so wie ihm alles gelingt. Seine Philosophie ist verwiesen in irgend einen Winkel des Kopfes, aus welchem sie manchmahl ihre Stimme leise oder halb scherzhaft hören läßt, und den Werth des Friedens, aber auch nur um des Genusses willen, predigt. Liebe zum Ruhm und Liebe zum Vergnügen scheinen in dem jungen Helden zu streiten: nur daß jenes Vergnügen mit Geschmack, Witz und Kenntniß verbunden ist, und dieser Ruhm nicht auf leere Titel, oder den Pomp des Rangs, sondern auf selbstgemachte Erwerbungen, oder selbstaus-

geführte Unternehmungen geht. Diese beyden mit einander kämpfenden Leidenschaften brachten endlich, da sie zum Puncte des Gleichgewichts gekommen waren, diejenige Ruhe in dem Gemüthe des Königs hervor, in welcher sich in höhern Jahren die Weisheit und die Menschenliebe Gehör verschaffen konnten. Und da diese zu sprechen anfiengen, zeigten sie dem edlen Geiste: daß weder Ruhm noch sinnlicher Genuß die höchsten Endzwecke sind, sondern Gutes thun, und die Glückseligkeit in einem um so weitern Kreise befördern, je mehr man über andre erhöht ist.

18.

Oeffentliche ihm dargebrachte Schmeicheleyen in Denkmählern, Schriften, Gemälden, konnte der König nicht ertragen. Aber in der Privatunterredung, und von Personen, denen er wohlwollte, ertrug er zuweilen auch solche, die den Gegenwärtigen auffielen. Die Ursache war, weil er sich täuschen ließ, und, wenn er auch den Lobspruch übertrieben fand, (wie dann sein richtiger Verstand dieß nicht verkannte,) ihn doch bey dem, welcher ihn sagte, der starken Empfindung seines Herzens, oder einer gewissen

Begeisterung der Einbildungskraft, nicht aber dem Vorsatze ihm zu gefallen zuschrieb. Nur ein schwacher Mensch läßt sich von dem sehr loben, von welchem er nicht weiß, daß er sein Freund ist. Ein verständiger weiß wohl, daß nur die Liebe oder der Eigennutz jemanden bewegen kann, die Unschicklichkeit zu überwinden, die immer dabey ist, von des andern Verdienste in seiner Gegenwart zu reden. — Aber auch diesem verständigen Manne kann es zuweilen wiederfahren, von dem Enthusiasmus des Freundes und vielleicht von der Eigenliebe ein wenig getäuscht, im Gefühle seines eignen Werths, mehr als die Wahrheit zu glauben, und der Schmeicheley Gehör zu geben, indem er bloß denkt, gegen unzeitige Ergießungen des Herzens nachsichtig zu seyn.

19.

Friederich war, was selten Könige sind, ein Beobachter der menschlichen Sitten in den verschiednen Classen der Gesellschaft. Er liebte, sich in ausführliche Schilderungen davon einzulassen. Seine Gedichte sind voll, und noch mehr waren seine Gespräche voll von solchen Gemälden. Ohne Zweifel waren viele Züge aus sei-

ner Imagination nach Aehnlichkeiten hinzuge-setzt, viele waren nach allgemeinen Begriffen, die er sich von den Ständen gemacht hatte, gebildet. Vorurtheil und Wahrheit waren darin mit einander gemischt. Auch schadete die satirische Farbe, mit welcher er seine Bildnisse überzog, indem er sie selten anders als zur Belustigung ausstellt, der Richtigkeit derselben. Nichts desto weniger mußten oft die Personen, welche aus der genauesten und aus eigner Erfahrung den Stand kannten, an dessen Gewohnheiten und Denkungsart Friederich seinen Pinsel übte, über die Kenntnisse erstaunen, die der König von dem Eigenthümlichen ihrer Lage, und selbst von den kleinsten Aeußerungen ihrer Thorheiten zu haben schien. Seine Aufmerksamkeit war nicht bloß auf die höhern Stände eingeschränkt: er wollte wissen, wie es in der Stube des Bauern, dem Gelage der Handwerksleute, den Tabagien der Gelehrten, und den Kränzchen der Kaufleute zugienge. Er mahlte einst einem jungen Officier die Art ab, wie er und seines Gleichen ihren Tag zubrächten, wovon sie sich unterredeten, und was sie dächten. Mir schilderte er den Bürgermeister von Breslau, und seine Antichambre. — Wenn ein Geist wachsam

genug ist, um von Menschen, deren Thun und Wesen er nicht Gelegenheit hat, in der Nähe und lange zu sehen, auch nur einzelne oder kleine Merkmahle aufzufassen! wenn er, um sich hiervon Begriffe zu machen, diese Merkmahle für sich in seinem Kopfe ausbildet, und mit andern nach der gesunden Vernunft oder anderweitigen Erfahrungen verknüpft, so bringt dieß zwar nur eine halbwahre Kenntniß aüer dieser Stände hervor: aber es zeigt doch an, daß dieser Mann das nil humani a se alienum anerkennt, und die Folgen davon sind, (so wie sie es beym Könige waren,) theils schädlich, theils nützlich. Von der einen Seite entstanden aus diesen Sitten-Schilderungen, die zum Theile poetische Fictionen waren, Grundsätze, nach welchen er die einzelnen Menschen aus diesen Ständen beurtheilte. Und dadurch wurde er oft verleitet, dem einen unrecht oder wehe zu thun, wenn er seinem Stande gewisse Fehler oder Lächerlichkeiten eigen zu seyn glaubte, und dem andern ein unverdientes Vertrauen zu geben, oder eine unverhältnißmäßige Achtung zu erweisen, weil er von der ganzen Classe eine gute Meinung hatte. Auf der andern Seite war er nie ohne einige Data, um über unbekannte Menschen zu urthei-

len, — hatte also immer wenigstens eine Regel zu seinem Betragen gegen sie, und ein Motif zu seinen Entschlüssen. Und dieses bedeutet bey einem selbstregierenden Könige viel. Er kann in hundert Fällen das vollkommen richtige wählen; er kann nicht immer vollkommen schicklich handeln. Aber er muß immer wählen; er muß etwas thun. Und was ihn bestimmt, mit halber Einsicht, ist besser, als was ihn unentschlossen macht. Ueberdieß da seine unvollkommne und durch Muthmaßungen und Imagination ergänzte Einsicht doch immer eine wahre Beobachtung zur Basis hatte; da er in der That auch im Vorbeygehen richtig bemerkte, — gerade das am schnellsten gesehene, nach der Natur seines Geistes, am richtigsten auffaßte; da er glücklich rieth, und der Analogie zu folgen gut verstand: so irrte er nur in einzelnen Fällen, welche Ausnahmen machen, und traf das Ziel in den meisten, welche unter der Regel stehn. Man kann durchaus nicht leugnen, daß er die vorzügliche Gabe gehabt habe, im Durchschnitte seine Leute zu kennen, und zu behandeln, wie es ihrer Natur und ihren Umständen gemäß war. Aber er würde sie schwerlich erlangt haben, wenn er nicht provisorische Urtheile über

ganze Classen, sey es auch nur halb wahre, gefällt hätte, indem er wenigstens diese zur Grundlage brauchen konnte, um leichter individuelle Beobachtungen zu machen.

20.

Die Gewohnheit hatte, besonders in den spätern Jahren des Königs, viel Gewalt über ihn. Sie hatte Einfluß auf seine Lectüre, auf seine Gesellschafter und auf die Männer, denen er Geschäfte anvertraute. Das beßre, das später kam, fand den Platz in seinem Kopf oder Herzen schon besetzt, und konnte den Zutritt schwer erhalten. — Dieses war zum Theil eine Folge seiner regelmäßigen Lebensart. Er würde weniner standhaft in seinen Arbeiten und in der Anordnung und Folge seiner Geschäfte gewesen seyn, wenn er in seinen Neigungen und Erholungen mehr abgewechselt hätte. Zum Theil war es eine Sache seiner Eigenliebe, die auf ein einmahl gefälltes Urtheil nie wieder zurückkam, und dem, was er zuerst geschätzt hatte, auch immer den Vorzug über alles, was er nach der Zeit kennen lernte, einräumte. Zum Theil war es Folge einer Art von Trägheit, die mit seiner großen Activität verbunden war. Er liebte die Ruhe,

und fiel in dieselbe als seinen natürlichen Zustand zurück, sobald er von den Anstrengungen sich losspannte, zu welchen seine Pflicht oder seine Ehrbegierde ihn aufforderte. Aber Genuß der Ruhe kann nur unter gewohnten Gegenständen Statt finden. Alles Neue fordert eine verdoppelte Aufmerksamkeit. Ist es ein neuer Bekannter: so müssen wir sein fremdes oder schüchternes Wesen überwinden, wir müssen uns ihm bekannt machen, wir müssen ihn kennen lernen. Ist es ein Buch, wir müssen gewisse Eigenheiten des Autors ertragen, wir müssen uns erst in seine Art zu denken versetzen, ehe wir selbst seinen Schönheiten den vollen Geschmack abgewinnen können. Das nimmt derjenige leichter über sich, der im Umgange mit Menschen und mit Büchern noch mehr beschäftigt und unterhalten werden, als selbst sich beschäftigen oder andre unterhalten will. Aber der König verlangte nur Stoff zum eignen Denken und Schreiben, eine Veranlassung und Zuhörer zu dem, was er sagte. Neuheit und Abwechselung waren ihm also weniger Bedürfniß.

21.

Man kann für wahr halten, was Friederich an Jordan, den er zuweilen durch Spott

über seine Feigheit kränkte, schreibt, daß der Kopf bey ihm boshaft, das Herz gut war. Er konnte den Mann wirklich liebhaben, den er zuweilen mit unbeantwortlichen Scherzen quälte. Das findet bey Privatpersonen weniger Statt.

Alle Menschen überlassen sich zuweilen den Empfindungen ihrer Natur, zuweilen den Verhältnissen ihres Standes, in ihrem Betragen gegen andre. Sind diese Verhältnisse gleich oder der Gleichheit nahe, so können sie nichts merkliches ändern: und die Natur oder der Charakter entscheidet. Sind die Verhältnisse sehr ungleich, so geben sie ein vom Charakter verschiedenes Interesse, sie flößen eine verschiedene Denkungsart ein: und ein König, wenn er im Gefühle seiner Standeshoheit mit seinem Gesellschafter spricht, wird zu einem andern Menschen. — Hat dieser König Witz, und findet er in den Spielen desselben Vergnügen, so wird er in solchen Augenblicken denselben doppelt muthwillig auslassen. — Der Witz ist ohne das immer lebhafter, je ungebundner er ist. Fast nie kann die satirische Ader sich ergießen, wenn Hochachtung gegen den Gegenstand uns bindet. Und doch ist diese Ergießung für den witzigen Kopf und den

Freund des Lachens eine Art von Bedürfniß. — Eben dieses Bedürfniß ist die Bosheit des Kopfes, von welcher der König redet. Sie brachte die wirklichen Empfindungen seines Herzens auf eine Zeitlang zum Schweigen. Aber das Mitleid erweckte sie wieder. Und war die Person der Hochachtung werth: so hatte sie am Ende des Spiels nichts davon verlohren, und sie wurde vielleicht durch verdoppelte Beweise der Zärtlichkeit schadlos gehalten.

22.

Der König sagt von sich selbst: „Unter dem Schutze des Glücks wurde mein Gemüth weise." Es ist dieß ein großer, philosophisch wahrer Gedanke, und zugleich ein Beweis von der Bescheidenheit des Königs und von seiner Menschenkenntniß. Ja es ist Thatsache und Erfahrung. Die Fähigkeiten eines Menschen können sich nicht entwickeln, wenn seine ersten Schritte nicht vom Glücke begünstigt werden. So wie jeder unter uns mehr Witz hat, wo er sieht, daß seine Einfälle belustigen; und der, welcher mit seinem ersten Versuche abgewiesen worden ist, schwerlich den Ruhm eines schönen Geistes in

seinem Alter erlangen wird: so ist auch jede andre unsrer Fähigkeiten anfangs schwach und uns selbst unbekannt. So lange hat also auch unser Wille wenig Gewalt über sie, sie nach Maßgabe unsrer Endzwecke gleichsam aufzurufen. Erst die guten Erfolge lehren den Menschen seine Kräfte kennen: und erst wenn er sie kennt, kann er sie absichtlich, das heißt, aufs beste brauchen.

23.

Das sind unstreitig die größten Männer, welche am längsten, mit Aufopferung der gegenwärtigen Vergnügens und gegenwärtiger Vortheile, auch mit Aufopferung des aus einzelnen, kleinen, guten Handlungen, oder nützlichen Werken zu hoffenden, näher liegenden Ruhms, an einem großen, aber entfernten, gemeinnützigen Endzwecke für den Staat oder die Wissenschaften in der Stille arbeiten, — und durch das Bewußtseyn, etwas vorzüglich Gutes zu thun, sich ohne äußere Aufmunterung lange Zeit aufrecht erhalten können. Alle großen litterarischen Werke, alle wichtigen Entdeckungen in den Wissenschaften sind auf diese Weise entstanden. Der witzige Kopf will für seine Einfälle auf der Stelle mit Beyfalle belohnt seyn. Der Mann von Genie selbst,

wenn er nicht zugleich einen sehr festen Charakter hat, wird schwerlich eine Arbeit vieler Jahre, die ihm erst spät das Lob und die Dankbarkeit der Nachwelt verspricht, aushalten. Aber die reifsten und vollkommensten Früchte des Genies und des Verstandes erhält die Welt nur von diesen Menschen, die im Stande sind zugleich den Ruhm zu verachten, indem sie ihn verdienen.

Diese Art der Größe zu beweisen, ist den Königen nicht wohl möglich: ihnen, von denen jede Handlung, fast jedes Wort sogleich bekannt, und auf der Stelle durch Ruhm belohnt, oder durch Schande gebrandmarkt wird. Auch sind ihre Endzwecke immer nahe, ihre Geschäfte dringend. Sie genießen der Vortheile im höchsten Grade, welche alle in Aemtern dem Staate dienenden Personen vor den freyen, nur fürs Publikum oder für sich arbeitenden, Gelehrten voraus haben. Jeder Tag hat bey ihnen seine angewiesene Arbeit. Das, was sie gerade jetzt thun sollen, ist nicht einer ungewissen Wahl überlassen, woraus oft Verlegenheit und selbst Müssiggang entsteht, sondern ist ihnen von den Umständen vorgeschrieben. Und was sie jeden Tag Gutes thun, wird auch, so zu sagen, jeden Tag durch

die Zufriedenheit und das Lob derer, welche davon Zeugen, — oder durch die Dankbarkeit derer, welche davon Gegenstände gewesen sind, belohnt.

Demohnerachtet war in Friederichs Seele die Anlage zu dem Charakter, von welchem ich oben redete. Er war freylich im vollen Genusse des Ruhms, durch die großen und glänzenden Erfolge, die er gehabt hatte. Aber demohnerachtet wußte er, daß viele seiner Operationen, die er wirklich zum Besten des Landes unternahm, z. B. die Einschränkung des Handels zur Begünstigung der Fabriken, selbst die Colonie-Anstalten, nicht den Beyfall des Publicums hatten, und bald Mißvergnügen bald Tadel erregten. — Gleichwohl fuhr er in der Befolgung des Systems, das er einmahl als gemeinnützig angesehen hatte, standhaft fort, in der Erwartung, daß die Anstalten, wenn sie zur Reife gekommen seyn würden, auf die Gemüther der Menschen, und seiner Unterthanen insbesondre, ganz andre Eindrücke machen würden, als die ersten Versuche, und die damit verbundnen unvermeidlichen Beschwerden gemacht hatten. Er war also im Stande, sich durch die bloße feste Ueberzeugung von der Nützlichkeit oder der Rechtmäßigkeit einer

Handlung für den ihr noch mangelnden Ruhm, oder selbst für den Tadel derselben schadlos zu halten.

Er liebte den Ruhm. — Der Ehrgeitz war seine erste Triebfeder gewesen, und blieb gewiß eines der Principien, die ihn bewegten, durch sein ganzes Leben. Aber es war wenig von Eitelkeit in diesem Ehrgeitze. Er wollte geschätzt seyn durch das, was er war. Aber so wie er älter und männlicher wurde, gieng seine Herrschaft über diese Leidenschaft auch noch weiter. Er lernte mehr den Werth von sich und von den Dingen kennen, und wurde also weniger begierig nach den Zeugnissen, welche andre ihm von seiner Vortrefflichkeit gaben.

24.

Ist mildthätige Freygebigkeit gegen Arme die Tugend eines Fürsten? —

Sie gehört mehr für den Privatmann. Der Fürst muß der Armuth durch Anstalten zu Hülfe kommen. Giebt er aber, so muß er mit Wahl und königlich geben. In diesen Gegenständen des Mitleidens, welche die Fürsten immer nur von weitem und durch die Augen andrer sehn, irren sie leicht. — Und wenn sie zuweilen durch Noth,

welche in ihre Augen fällt, gerührt werden, so ist es ihnen nicht einmahl erlaubt, ihren Beystand nach ihrer Empfindung und nach ihrer Macht abzumessen: denn es ist dieß eine Art von Ungerechtigkeit gegen die unendliche Menge von Elenden, die sie nicht sehen, und welche an ihre Hülfe gleichen Anspruch haben.

Der König ist durch die Geringfügigkeit der Geschenke, die er zuweilen an einzelne Bedürftige, auf ihre mündlichen oder schriftlichen Bitten, oder an solche Dichter, Künstler und Schriftsteller, welche ihm nur unter der Gestalt von Dürftigen erschienen, zur Belohnung ihrer ihm dargebrachten Werke, ausgetheilt hat, in den Verdacht der Kargheit, bey dem weniger unterrichteten Theile des Publicums, gekommen. Bey dem, welcher die Handlungen des Königs im Ganzen übersah, und im Großen beurtheilte, hatte er sich von diesem Verdachte hinlänglich durch die unerschöpfliche Freygebigkeit gereinigt, mit welcher er seinen nothleidenden Provinzen, den abgebrannten Städten, den überschwemmten Landschaften, dem verschuldeten Adel zu Hülfe kam. Aber doch mag es vielleicht in einzelnen Fällen zweifelhaft bleiben, ob der König nicht lieber alle Gaben hätte versagen, oder seiner

Würde gemäßer beschenken: ob er nicht bloße Zudringlichkeit ganz hätte abweisen, und hingegen das Verdienst, das er einmahl einer Belohnung werth hielt, königlicher belohnen sollen. Aber so war es mit ihm, und so ist es oft mit großen Männern, besonders, wenn sie zugleich öffentliche Personen sind. Ihre Empfindungen der Menschenliebe sind mehr gegen das Ganze, gegen den Staat, gegen große Gemeinheiten, oder gegen ausgezeichnete Männer gerichtet: gegen einzelne und gegen gemeine Nothleidende sind sie stumpf. Könige verstehen selten sich in die Stelle der Unbekannten aus dem großen Haufen zu setzen. Sie wenden auch nicht genug Aufmerksamkeit auf diejenigen, welche sich ihnen darstellen, um den Unterschied ihrer Würdigkeit gehörig gewahr zu werden. Es ist also, da sie selten Gründe haben, sich bey Bitten, die bloß Hülfe gegen Mangel suchen, zu entscheiden, gemeiniglich der Zufall, die Laune des Augenblicks, irgend eine Association der Begriffe, welche macht, daß sie den einen Bittenden begünstigen, und den nächsten, der gleiche Ansprüche hat, unbefriedigt von sich lassen. Solche Handlungen, die dem Zufalle und den Eingebungen der Einbildungskraft überlassen werden, giebt es

in dem Leben jedes Menschen, und muß es geben, wenn er nicht sein Nachdenken auf Kleinigkeiten verschwenden und dadurch unfähig werden soll, das Wichtige mit Nachdenken zu thun. Aber in dem Leben der Könige, besonders in dem Leben Friederichs, der so viel selbst that, so vielen Zutritt zu sich gestattete, die Briefe von so vielen annahm und beantwortete, giebt es dergleichen Handlungen ungleich mehrere; und es giebt solche, die den dabey interessirten Personen, und oft mit ihnen einem Theile des Publicums, sehr wichtig scheinen, ob sie gleich dem Könige mit allem Rechte als unbedeutend und der Ueberlegung unwürdig vorkamen. Je mehr sich die Geschäfte häufen; mit je mehr Menschen ein solcher König zu thun hat: desto öfter muß er sich schnell, und durch unbedeutende Gründe bestimmen, wenn sich ihm keine wichtigern darbiethen. Aber Angelegenheiten, die unter dem Gesichtspuncte des Königs natürlicher Weise klein scheinen, werden von den Personen, welche sie angehen, mit einem ganz andern Maßstabe gemessen. Kein Wunder, daß jener von der Moralität solcher Handlungen anders urtheilt, als diese. Der erste hält es für Recht, eine Sache, die zu keinem großen Endzwecke führt, so geschwind als

möglich auf irgend eine Art abzuthun; die interessirte Person verlangt, daß der König ihre Angelegenheit mit eben der Ueberlegung, als die wichtigste, beantworte. Der König sagt ein Wort, vielleicht mit so wenig Aufmerksamkeit, daß er es den nächsten Augenblick vergessen hat. Für den Mann, an welchen es gerichtet ist, ist es so wichtig, daß er es Zeit seines Lebens behält. Der König wirft einen flüchtigen Blick auf die Bittschrift oder die Zuschrift eines Unbekannten, und sieht nicht ohne Grund den Augenblick, den er darauf wendet, für eine verlorne Zeit an. Der Arme, der die Bittschrift einreichte, erwartete von der Beantwortung vielleicht den Trost seines Lebens, oder die Ermunterung seines Geistes. Diese Betrachtung muß ohne Zweifel einem guten Fürsten einen Bewegungsgrund mehr geben, auch anscheinende Kleinigkeiten mit Bedacht und nach Einsicht zu thun, weil er voraussehen kann, daß die Kleinigkeit, welche von ihm ausgeht, für den, welcher sich an ihn gewendet hat, wichtig wird. Aber sie muß zugleich den Unterthan behutsam machen, in Beurtheilung seines Fürsten, nur nicht auf den Charakter desselben aus Handlungen zu schließen, die dieser nicht mit vollem Bewußtseyn

gethan hat, oder die Pflicht desselben, mit großer Aufmerksamkeit zu handeln, nach der Wichtigkeit abzumessen, welche er der vorliegenden Angelegenheit an seinem Standorte zu geben geneigt ist.

25.

In der Vertheilung von Belohnungen, Gnadengeschenken und Ehrenzeichen für geleistete Dienste, oder für ihm bekannt gewordne Verdienste, schien der Kön'g zuweilen das zu seyn, was die Engländer whimsical nennen, und es sich vorzunehmen, Erwartungen zu täuschen. Er schien zuweilen einen Mann, der nach den Umständen auf eine baldige Erhebung rechnen konnte, lange zu vergessen, und ihn zu der Zeit zu erheben, da er sich für vergessen hielt. Er bereicherte oft den Reichen, und überschüttete den mit Geschenken, welcher ihm nur wenig dafür dankte; und war gegen andre gleich verdiente und mehr bedürftige sparsamer. Er enthielt seinen Orden demjenigen vor, welchen das Publicum schon damit im voraus geziert hatte: und bekleidete einen andern damit, der geringere Ansprüche auf diese Unterscheidung machte.

Wollte er dadurch die Tugend weniger ge-

winnsüchtig machen? Wollte er seinen Geschenken und Gnadenbezeugungen durch das Unerwartete einen größern Eindruck verschaffen?

Im Grunde irrte er. Ein Fürst muß nicht nur Ursachen zu den Belohnungen haben, die er austheilt: sondern es muß auch allen in die Augen leuchten, was das für Ursachen sind. Wo bleibt sonst der Nutzen des Beyspiels, wenn nicht das Publicum die Handlungen genau kennt, welche der Fürst durch seine Ehrenzeichen oder Gaben belohnen will? Wo bleibt die Ermunterung für andre zur Nachfolge, die in der Belohnung liegen soll, wenn man nicht sicher ist, daß ein ähnliches Betragen auch ähnliche Folgen von Seiten des Regenten nach sich ziehn wird?

Freylich wie überhaupt alle Eigenheiten, auch die bloßen Einfälle, die Paradoxien und der Eigensinn eines Mannes von Geist etwas haben, welches pikant ist und gefällt, (ungefähr wie die Werke eines Sternes, wenn man einmahl durch seinen großen Beobachtungsgeist bezaubert ist, durch seine Abschweifungen nur noch anziehender werden,) so machen vielleicht, bey einem sonst großen und verehrten Könige, solche befremdende und der Erwartung zuwider laufende Hand-

lungen, daß man nur desto eifriger ist, ihm zu dienen. Der König mochte diese Denkungsart der Menschen kennen, und änderte also desto weniger eine Gewohnheit, von der er gewiß einsahe, daß sie seiner Weisheit nicht völlig gemäß war.

Freylich muß im Ganzen der Unterschied zwischen Verdienst und Schuld, zwischen geringerem und größerem Verdienste, nach richtiger Beobachtung und nach der Vernunft abgewogen werden: so wie Friederich dieß wirklich that; und das Willkührliche der Laune, oder das Originelle eines gewissen Eigensinns, muß nur die Zeiten und die Art und Weise treffen, zu welchen und auf welche die Belohnungen an die verschiednen Classen von Verdienste ausgetheilt werden. — Es würde endlich die Einsicht des Fürsten zweifelhaft und seine Regierung verächtlich machen, wenn es anders wäre. Aber sobald die Meinung von jener Einsicht unerschütterlich feste steht, und diese Regierung den allgemeinen Beyfall des Unterthans hat: so läßt es sich begreifen, wie kleine Abweichungen des Fürsten vom Regelmäßigen und Gewöhnlichen in seinem Betragen, anstatt Schaden zu thun, noch das Gemälde, wie Schatten das Licht, erheben; warum Belohnungen, mit diesen Unregelmäßigkeiten ausge-

theilt, die Begierde darnach, anstatt sie zu ersticken, noch mehr spannen. —

Vielleicht liegt die Ursache davon hierin: daß dasjenige, was völlig nach der Regel und nach der allgemeinen Schätzung des Publicums ausgetheilt wird, auch weniger die Folge der eignen Beurtheilung, oder der persönlichen Zuneigung des Fürsten zu seyn scheint, — zwey Sachen, die bey einem solchen Fürsten allen Geschenken, die von ihm herkommen, einen ungleich größern Werth geben. Bey einem gewöhnlichen Könige verlangt man nur für seine Dienste befördert, erhöht und beschenkt zu seyn. Bey Friedrichen wünschte man auch, diese Erhebung, diese Geschenke nur allein ihm selbst, und nicht bloß der Gewohnheit der Könige, unter solchen Umständen zu belohnen, der längern Dienstzeit, oder der Empfehlung, zu danken zu haben. Der eigne freye Wille des Fürsten aber ist sichtbarer in einer Handlung, bey welchem sich auch etwas von Eigenwillen und Eigensinne sehen läßt. Dann ist es gewiß der König, der diese Pension mir bewilligt, wenn kein Mensch mehr daran dachte, daß ich eine Pension verdient hätte; dann kömmt dieses Zeichen der Ehre gewiß von seiner Hochachtung, oder diese Hülfe, die mir ge-

leistet wird, aus seinem Herzen, wenn keine nahen und dringenden Verhältnisse mehr vorhanden sind, die mich auch in den Augen des Publicums und aller Gleichgültigen jener Ehre und dieser Hülfe werth machten.

26.

Ist es möglich, daß der König die Motive, warum man eine Anerbiethung oder eine Aufforderung von ihm nicht annahm, billigen, und doch die abschlägige Antwort übel nehmen konnte?

Ein Stolz der Art war in seinem Charakter: der nicht leiden konnte, daß der andre seine Unabhängigkeit von ihm zeigte. Vielleicht gehört dieser Stolz mit zum Herrschergeiste. Dieser besteht vielleicht zum Theile in der Angewöhnung, (denn Gefühl und Natur ist dieses nicht) sich so über andre erhaben, und andre sowohl am Glücke und Selbstgenügsamkeit, als am Verdienste, so tief unter sich zu glauben. Eine Wohlthat, welche diese nicht annehmen, ist ein Band der Unterwürfigkeit, dem sie sich entziehn: und dieß scheint dem Manne, welcher sich über sie zu herrschen berufen hält, schon eine Verletzung seiner Rechte, und eine Durchbrechung der Ver-

hältnisse zu seyn, die zwischen ihm und den übrigen Menschen vorwalten sollen.

27.

In des Königs Verhalten bey Krankheiten und gegen seine Aerzte sind einige Sachen für einen so großen Mann unerklärlich.

Erstlich dieß, daß er bey Krankheiten, deren eingewurzelte und im Körper tief verbreitete Ursachen er selbst kannte, durch specifike Arzneymittel, plötzlich geheilt seyn wollte.

Wenn einer der gewöhnlichen Großen, oder selbst ein sonst erhabner und denkender, aber mit der Oekonomie des menschlichen Körpers und mit der Arzneykunst ganz unbekannter Mann dieß gesagt hätte: so würde es befremden, allein noch begreiflich scheinen. Aber wie Friederich dieß noch in seiner lezten Krankheit im Ernste von seinem Artzte fordern konnte, er, der es mit zu seinem Studium gemacht hatte, die Natur und Ursachen der Krankheiten zu erforschen, und der die Schranken der Kunst selbst für so enge ausgab, als sie nicht einmahl sind: das läßt durchaus keine Auslegung zu. Zwar Forderungen der Art thut in gewisser Maße jeder Kranke: das heißt, er hat Wünsche der Art. Aber er sagt

sie nicht, weil er die Unmöglichkeit davon einsieht. Und vielleicht sagte sie der König nur, um mit einer veränderten Wendung der Arzneykunst und den Aerzten die Unzulänglichkeit des Trostes, den sie gewähren, vorzuwerfen.

Eben so wenig begreift man, zweytens, von einem Manne, der so große Herrschaft über sich selbst hatte, und der sich um bloßer Regierungsgeschäfte willen alle Bequemlichkeiten und alle sinnliche Lust versagen konnte, wie er doch seinem Appetite zu gewissen Speisen unterlag, da die Befriedigung desselben ihm die größten Schmerzen zuzog? Bey viel dringendern Bewegungsgründen, die auf seine eigne Erhaltung, oder auf die Verhütung des unerträglichsten Zustandes giengen, wußte er sich also nicht zu überwinden: und da wußte er es, wo es auf nichts ankam, als Ehre zu erwerben, oder ein Beyspiel zu geben? Können also wirklich diese moralischen schwächer scheinenden Triebfedern mehr über die Leidenschaften vermögen, als die an sich stärksten, welche mit der Liebe zum Leben zusammenhängen? — Also kann selbst der große Mann leichter einen lebhaften sinnlichen Appetit überwinden, wenn es ihm um die Erreichung gewisser Zwecke, um die Ausführung einer Un-

ternehmung, um die Meinung der Welt, um die Erfüllung gewisser Berufspflichten, als wenn es um seine Erhaltung und sein Daseyn zu thun ist! So ist es in der That. Die feinsten Fäden in der Organisation des moralischen Menschen sind demohnerachtet die stärksten; die gröbsten Triebfedern doch in gewisser Beziehung die schwächsten. Und so ist es bey großen Geistern vorzüglich, bey welchen Ideen über körperliche Gefühle, das Interesse der Activität, durchgesetzter Entwürfe und hervorgebrachter nützlicher Werke, über das Interesse der Selbsterhaltung die Oberhand hat. Bleibt dieses in einer gewissen Epoche allein übrig: so concentrirt es sich in das Interesse des sinnlichen Vergnügens. Was ist ein Leben, dachte der König, wo man nichts mehr thut und nichts mehr genießt?

Aber eben so außerordentlich ist drittens, während dieser Krankheit, die mit jener Schwäche verbundne Stärke: — die Freyheit des Geistes, sich mit ganz andern Gegenständen, als seiner Krankheit, zu beschäftigen, und die Fähigkeit, noch Ideen über Litteratur und Politik zu verfolgen, wenn der Körper die ganze Aufmerksamkeit mit Gewalt durch Schmerzen an sich reißt. Seine Aufmerksamkeit in diesen letzten Tagen für seine

Gäste und ihr Vergnügen war eben so bedeutend für sein Herz, als seine noch immer fortgesetzte Theilnehmung an den Gesprächen für seinen Verstand. Und selbst, daß er sich die fürchterlichsten Symptome durch Speisen zuzog, und dann gelassen, und ohne zu klagen, diese Symptome ertrug: dieß alles zeigt ein merkwürdiges Beyspiel von dem, was die Philosophie zwar lehrt, was aber nur solche Erfahrungen den Menschen einprägen können: — daß der Mensch ein seltsames Gewebe von Widersprüchen ist.

28.

In den Aeußerungen des Königs über Toleranz, war zuweilen die Verachtung gegen die Religions-Meinungen, welche er duldete und gegen Eingriffe der Autorität schützen wollte, sichtbar. Er bedachte nicht, daß diese Verachtung von Seiten des Regenten eine Kränkung ist, welche eben so sehr erbittert, als die Unduldsamkeit selbst. Ein König muß, wie mich dünkt, nicht das, was er als Religion und unter diesem Titel duldet, zugleich für dumm und abgeschmackt erklären. Denn entweder ändert er durch seine dergestalt erklärte Meinung die Vorurtheile ihrer Anhänger: alsdann aber wäre es

ja besser gewesen die leeren und abgeschmackten Gesänge und Kirchengebräuche abzuschaffen. Oder sein Privat-Urtheil hat keinen Einfluß auf das ihrige: und dann ärgert er sie. Es ist überdieß ein Widerspruch in dem Verfahren. Warum ist es Pflicht eines Regenten, auch Religions-Meinungen und gottesdienstliche Gebräuche zu gestatten oder zu schützen, die er für ungereimt und für zwecklos hält. — Deßwegen, weil doch diese Meinungen und Gebräuche von einer gewissen Seite ehrwürdig sind: nähmlich, insofern sie in den Gemüthern dieser durch Gewohnheit und Erziehung daran gehefteten Menschen mit den Principien ihrer Sittlichkeit und ihres Trostes zusammenhängen; — insofern sie einem Theile seiner Unterthanen ehrwürdig sind, und von ihm als ein kostbares Eigenthum betrachtet werden. — Aber eben diese auf Menschenachtung gegründete Ehrwürdigkeit der Vorurtheile, welche man nicht auszurotten im Stande ist, legt auch die Pflicht auf, sie nicht verächtlich zu behandeln. Verachtung ist eines der Mittel die Vorurtheile auszurotten, und nur als solches zulässig. Besonders kann die von einem sehr klugen, sehr berühmten oder sehr geliebten Manne bewiesene Verachtung, manchen

aufmerksam machen, die Schwächen der Gründe für seine Meinungen, oder der Anhänglichkeit an seine Uebungen zu erkennen. Aber dann steht doch diese Verachtung nur in einer Reihe mit, — oder sie steht vielmehr tief unter den andern Mitteln, welche man zur Vertilgung des Aberglaubens und des Irrthums anzuwenden hat, der Ueberzeugung, — der Einführung, oder wenigstens der Darlegung und Mittheilung vernünftigerer Lehr- und Andachts-Bücher. Es ist also wenigstens nicht consequent, indem man diese Versuche mißbilligt, — indem man erklärt, daß man diese Verbesserung der Religionsbegriffe nicht durch positive Anstalten vorbereiten, sondern der Zeit, und der allmähligen Aufklärung der Menschen überlassen müsse, — zu gleicher Zeit, die schlechteste und untauglichste Art der Waffen zur Bekämpfung der Religions-Vorurtheile, — die Verachtung, — anzuwenden.

29.

Eine Idee, die sehr oft in des Königs Werken, seinen Briefen, seinen Abhandlungen und seinen Gedichten, unter mannigfaltigen Formen der Darstellung, vorkömmt, ist: daß es unmöglich sey, einer ganzen Nation oder ihrem großen Haufen eine vernünftige Religion zu geben, und

sie bey ihnen lange zu erhalten. *) Sein erster und stärkster Grund ist die Erfahrung, daß alle Reformationen der Religion bisher in dieser Absicht fruchtlos geblieben sind; daß jedes System derselben, so rein und vernünftig es von seinem Urheber kam, sobald es sich unter dem Volke verbreitete, die Natur des Pöbels, seinen Hang zum Aberglauben und dem Wunderbaren annahm, und sich bald mit unverständlichen Dogmen und thörichten Ceremonien anfüllte. Bey diesen Gelegenheiten geschieht es, daß er die billigsten und gemäßigtsten Urtheile über das Christenthum und dessen Urheber fällt. Um seinen, aus diesem Beyspiele gezognen, Beweis für den obigen Satz zu verstärken, giebt er zu, daß die Lehre Christi und der Apostel nur die reine Vernunft-Religion und die Moral predigte. Er nimmt das Evangelium in dieser seiner ersten und einfachsten Gestalt zuweilen gegen diejenigen in Schutz, mit welchen er, in Absicht der Verachtung und des Widerwillens gegen den unbestimmten Gegenstand, Christliche Religion, die er als das auf jenen Grund errichtete Gebäude ansah, übereinstimmte.

*) z. E. in der Widerleg. des Buchs sur les préjugés; ingl. in den Brief. an d'Alemb. Vol. XI. des O. P. S. 72. u. f.

Aber er folgert eben aus der schleunigen und argen Verderbniß, die diese einfache und reine Religion erlitt, sobald sie Volksreligion wurde, daß es in der Natur der Menschen liege, abergläubisch oder schwärmerisch zu denken, die Lücken ihrer Kenntnisse des Unsichtbaren mit Ungereimtheiten auszufüllen, und an die Stelle von Tugenden, deren Schwierigkeit in innerm Kampfe liegt, Gebräuche zu setzen, die höchstens nur mühsam und für den Körper beschwerlich sind. Die Schicksale und die Folgen der Reformation glaubte er, wären denen des Christenthums ähnlich genug, um denselben Satz zu bestätigen. —

Auf diesen Grund konnte man mit Recht antworten, daß die Erfahrung, obgleich eine so sichere Führerinn in den besondern Verhältnissen des menschlichen Lebens, es nicht mehr ist, wenn von den Schicksalen und Handlungen des menschlichen Geschlechts im Ganzen geredet wird. Dort kann man das Künftige aus dem Vergangnen prophezeihen: hier weniger. Dort kann man annehmen, was gewesen ist, wird immer seyn: hier nicht. Die Ursachen sind: einmahl weil man im ersten Falle immer nur eine sehr nahe Zukunft vor Augen hat, so weit als sich unsre

Handlungen mit ihren sichtbaren Folgen, und unser Leben erstrecken: dort eine unbestimmte und entfernte. Wir reden, wenn wir vom menschlichen Geschlechte reden, von einem Gegenstande, der ewig dauert: und wer kann also die Unendlichkeit der Zufälle, welche neue Resultate herbeyführen können, berechnen? Zweytens, weil im kleinen Laufe der menschlichen Angelegenheiten die alten Begebenheiten immer wieder kommen, und in derselben Folge, im großen Laufe der Welt aber die Dinge wirklich jedes Jahrhundert neu werden. Die alte heroische Welt sah nichts dem ähnliches, was Roms Herrschaft hervorbrachte: die cultivirte Welt der Römer nichts ähnliches mit unserm neuen Europa. Ich will nicht sagen, ob Verbesserung und Fortgang in dem Ganzen sichtbar sind: aber Veränderung ist da, und nirgends Rückkehr in den alten Zustand. Wohin die Linie führt, wissen wir nicht: aber es ist kein Cirkel. Und es ist also die Zukunft so wenig dem gegenwärtigen Zustande ähnlich zu erwarten, als dieser dem vergangnen ist.

Ueberdieß nimmt der König mit vielen, die über Religion, ihre Stifter, und das Volk, das sie annahm, urtheilen, eine Vorstellung an,

die mir unrichtig dünkt. Er setzt zwischen den Einsichten der Führer, Gesetzgeber und Religions-stifter eines Volks, und den Einsichten des Volks einen Unterschied voraus, der in der Natur nicht vorhanden ist. Jeder Weiser wird erst durch sein Jahrhundert gebildet, ehe er dasselbe bildet. Er kann durch die Stärke seines Geistes, oder durch glückliche Lage, die Alten glaubten, durch eine höhere Erleuchtung, begünstigt, einige neue Wahrheiten finden, und einige angebethete Irrthümer verbannen. Aber gemeiniglich drückt er nur die Gesinnungen und Meinungen, die in dem vernünftigsten Theile der Nation schon herr-schen, kühner und deutlicher aus. So war es wenigstens mit der Reformation, die uns am nächsten ist, und die wir am besten kennen. Sie würde nimmermehr geglückt seyn, wenn nicht Tausende von Menschen schon im Stillen, aber schüchtern, die Ungereimtheiten des Pabst-thums geahndet hätten, die Luther öffentlich auf-deckte. Aehnliche Ursachen lagen wahrscheinlich der so schnellen Ausbreitung des Christenthums zum Grunde. Die in der Seele vieler Juden und Heyden schlummernden Ideen über die Miß-bräuche und Ungereimtheiten ihrer Religionen, und ihre dunkele Ahndungen von einem vernünf-

tigern Systeme und einem mehr moralischen Gottesdienste, stimmten mit dem laut gesagten Tadel der Apostel, mit den Lehren und Einrichtungen derselben zusammen.

Aber eben dieses macht, daß jeder Reformator, geführt von zwey Führern, dem Geiste der Zeit, und seiner Vernunft, immer nur so viel reiniget und verbessert, als dieser Geist zuläßt, nur so viel aufklärt, als das Licht, welches ihn selbst erleuchtet, ihn sehen läßt. Um deßwillen sind in allen solchen Reformen Saamen des Verderbnisses geblieben, weil sie selbst nicht vollständig waren, und nicht bis zur Einfachheit und Klarheit der Wahrheit durchdrangen. Freylich brachte dieser Saamen, als er in den Köpfen gemeinerer Menschen, seinem natürlichen Boden, aufgieng, ein immer mehr wucherndes Unkraut hervor. Freylich erstickte und verdunkelte das mit jedem Jahrhunderte zunehmende Wachsthum des letztern zuletzt die nahrhafte und gesunde Pflanze einer vernünftigen Gottes-Erkenntniß. Der Aberglaube vervielfältigte sich immer wieder. Aber daraus läßt sich noch nicht schließen, daß er nie wird im menschlichen Geschlechte aufgehoben werden können. Wenn das Volk fortgeht in Einsicht: so rücken die Weisen an seiner

Spitze auch weiter. Wenn diese erst mit ihrem Systeme aufs reine seyn werden, welches sie nie wären: dann werden sie erst Reformatoren und Lehrer einer dem Aberglauben trotzenden Religion werden können. Wenn sie sich erst mit den wenigen schönen Wahrheiten begnügen werden, die ihnen nach Wegräumung aller Einbildungen und bloßen Meinungen, zum Trost und zum Leitfaden im Praktischen übrig bleiben: dann werden sie auch im Stande seyn, in ihren Unterricht eine Evidenz zu bringen, die ihn vor neuen Ausartungen schützen wird.

Ein zweyter Grund, den der König für die Unmöglichkeit einer reinen Volksreligion anführt, ist der Mangel von Erziehung und Muße, der die Menschen aus den niedern Ständen, und also den bey weitem größten Theil der bürgerlichen Gesellschaft, ewig unfähig machen wird, über geistige Gegenstände, entweder selbst reiflich nachzudenken, oder fremden Vernunftschlüssen zu folgen. Und eine vernünftige Religion kann, sagt der König, nur die Folge einer geübten Vernunft seyn; wie sie dann, selbst unter den Gelehrten, erst die späteste Frucht der gereiften Wissenschaft ist. — Aber, könnte man antworten, Mangel der Kenntniß bringt nicht

nothwendig unrichtige Kenntnisse hervor, sobald man mit seiner Unwissenheit zufrieden ist. Nur durch die Anmaßungen der Priester und Gelehrten, viel von der unsichtbaren Welt und der Zukunft zu wissen, wird der gemeine Mann dahin gebracht, Meinungen anzunehmen, ohne sie durchdacht zu haben.

Ueberdieß können Begriffe, deren Entdeckung, und besonders die, deren Reinigung von anhängenden Irrthümern sehr schwer war, doch, nachdem sie gefunden und von ihrem unächten Zusatze geschieden worden sind, leicht und auch dem ungeübtesten Verstande faßlich seyn. Der Weg zu einer Wahrheit kann vielleicht nur durch lange und verwickelte Vernunftschlüsse gebähnt werden, welche den wenigen Menschen, die sich dem Studium der Natur und der Philosophie widmeten, möglich sind: und die Wahrheit selbst, wenn man einmahl dazu gelangt ist, kann doch in so wenigen und so einleuchtenden Ideen bestehen, daß auch der große, mit körperlichen Arbeiten beschäftigte, Haufe zu ihrer Erlernung Fähigkeit und Muße genug hat. Und so verhält es sich mit den Wahrheiten der Religion in der That. Das Schwere in ihr, und das, welches bisher großen Fleiß und Studium forderte, ist

nicht, sie zu begreifen, sondern vielmehr, einzusehen, was wir zu wissen glaubten und nicht wußten, nicht die wirklichen Kenntnisse zu erlangen, sondern die Gränzen derselben zu bestimmen. Die fortgesetzte Anstrengung vieler Denker war nöthig, das eingebildete Vielwissen unserer ungebildetern Vorfahren, in Absicht unsichtbarer Gegenstände, nach und nach zu zerstören. Und noch bis zur gegenwärtigen Stunde ist der Tiefsinn der Philosophen in diesem Fache mehr beschäftigt, Irrthümer aufzudecken, als neue Wahrheiten zu finden, seichte Beweise auszumerzen, als unbekannte Gründe an deren Stelle zu setzen. Diese zerstörende Arbeit wird hoffentlich nicht immer einen Theil unsrer Philosophie ausmachen. Wir werden endlich darüber einig werden, was uns zu erkennen unmöglich ist: und dann wird der Philosoph und der gemeinste Mensch sich viel mehr in seinen Religionsbegriffen vereinigen, als noch je geschehn ist.

Wie weit sich also die aufgeklärtern Begriffe des gelehrten und denkenden Theils der Nation in Religionssachen dem ungelehrten und mechanisch arbeitenden mittheilen, und wie dauerhaft sich dieselben bey dem letztern befestigen

lassen: wird erst dann zu beurtheilen seyn, wenn jener bessere Theil das Gerüste seiner Wissenschaften abgebrochen haben wird, und das vollendete Werk nunmehr zum Anschauen aller bloß stellen kann. Bisher sind in Büchern und im mündlichen Unterrichte die Resultate noch immer mit den vorbereitenden Untersuchungen vermischt gewesen. Letztere tragen nichts dazu bey, um jene Resultate zu beweisen, oder aufzuklären, aber sie waren nöthig, um selbige aus dem Wuste der Einbildungen und Ungereimtheiten, in denen sie begraben lagen, herauszuziehn. Noch arbeiten wir an dieser Aussonderung: und es ist also noch immer wichtig, die Geschichte der schon weggeräumten Irrthümer und den Gang des menschlichen Geistes, bey Aufdeckung derselben, zu wissen. Aber eben diese Vermischung der Widerlegung der falschen Begriffe mit dem Vortrage der übrigbleibenden wahren, macht noch diesen letztern so schwer, und giebt ihnen selbst das scientifische Ansehn, um deßwillen man die Gemüther des Volks unfähig glaubt, sie zu fassen oder sie festzuhalten. Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß es immer leichter und leichter seyn wird das Volk zu belehren, je mehr seine Lehrer selbst der alten Irrthümer

oder der unächten Wissenschaft entwöhnt, und je weniger sie also nöthig haben, werden, das Labyrinth derselben immer von neuem wieder zu durchirren, um sich des Ausgangs aus demselben zu versichern.

Ein dritter Grund, auf dem der König besteht, ist der natürliche Hang der Menschen zum Wunderbaren. — Sie werden, glaubt er, an dem Begreiflichen und Natürlichen in Religions-Sachen nie genug haben, weil dieses nur die Vernunft beschäftigt und die Imagination leer läßt. Sie verlangen entweder etwas Geheimnißvolles in den Lehren, das ihnen Ehrfurcht auflege, oder Ceremonien, die, indem sie ihre Sinnen füllen, zugleich die Erwartung von übernatürlichen Wirkungen erregen. So sind die Dogmen in der christlichen Kirche entstanden, von welchen keine Spur in N. T. steht, und aus einem simpeln freundschaftlichen Mahle des Stifters der christlichen Religion, welches seine Schüler zu seinem Andenken wiederholen sollten, wurde ein geheimnißvolles Meßopfer.

Daß das Wunderbare in den Meinungen leichtern Eingang gefunden hat, bloß um des Vergnügens willen, welches die Imagination der Menschen an dem Wunderbaren im Sinn-

lichen findet, ist unstreitig: und dieß mag allerdings eine von den Ursachen seyn, welche die Ausartung der Volksreligionen beschleuniget hat. Aber dieser Hang ist es gewiß nicht, der allein und für sich Geheimnisse in die Dogmatik, — oder abergläubische Uebungen in die Moral der Völker gebracht hat. Beyde haben immer irgend eine solidere Grundlage gehabt, auf welcher sie ruhten, einen Saamen, woraus sie erzeugt wurden. Es war immer die sich verirrende, oder durch Erfahrungen nicht genug aufgeklärte Vernunft, die, indem sie Wahrheit suchte, und Wahrheit zu erhaschen glaubte, Irrthum fand. Die Imagination, oder die Tradition, falsch verstanden, trat höchstens hintendrein hinzu, um das, was der Verstand fehlerhaft aufgeführt hat, auszuschmücken und zu überkleiden.

Ueberdieß auch dieser Hang des Menschen zum Wunderbaren, so allgemein er ist, bleibt doch nicht unveränderlich derselbe. Er ist den nähmlichen Revolutionen unterworfen, durch welche alle übrigen Anlagen des menschlichen Geistes in der Reihe der Jahrhunderte verändert werden. Das unsrige ist darüber vielleicht der beste Richter, da es in seinem Laufe die schnellsten und merklichsten Fortschritte gesehen hat, welche

se in der Denkungsart und den Meinungen der Menschen wahrgenommen worden sind.

Ja, allerdings, auch noch jetzt sind wunderbare Mährchen und seltsame Erzählungen reitzend für den großen Haufen, wie für unsre Kinder. Aber doch ist es nicht dasselbe Wunderbare mehr, welches zur Zeit unsrer Großväter den nähmlichen Classen gefiel. Die tausend und eine Nacht, die sehr bewundert und gelesen wurde, da sie erschien, ist jetzt ein bey Seite gelegtes Buch. Wunderbare Erzählungen, wenn sie nicht zugleich wahrscheinlich sind, fangen an zu mißfallen. Selbst beym gemeinen Manne vermindert sich der Geschmack an Hexen- und Gespenster-Geschichten. Die Imagination ist dann am meisten, und mit der mindesten Wahl geschäftig, wenn der Verstand am leersten ist. Das menschliche Geschlecht tritt nun, wie es scheint, aus seinen Kinderjahren heraus. Wenn es sich auch noch zuweilen durch Lügen und Täuschungen befriedigen läßt, so nimmt es doch nicht mehr mit demselben Grade von Ungereimtheit vorlieb: es will mit mehrerer Kunst getäuscht seyn; es kommt von seinen Verblendungen eher zurück. — Warum sollten wir also die Hoffnung aufgeben, daß das Wohlgefallen am Wahren und Natürlichen,

welches auch in der menschlichen Natur liegt, über den Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, der ihr zugleich eigen ist, siegen wird. Dieser hat ohne dieß nie evidente Wahrheiten unterdrückt oder verdrängt, sondern nur den zweifelhaften, den halbklaren im Wege gestanden und verhindert, sie an das helle Tageslicht zu bringen. Indeß, während auf der einen Seite die Einsicht der Wahrheiten selbst zunimmt, reinigt und verfeinert sich auf der andern der Geschmack an den Gegenständen der Sinne und der Einbildungskraft: und so kommen endlich beyde in dem Mittelpunkte einer vernünftigen Religion und einer geläuterten Sittenlehre zusammen.

Wenn ich diese so oft wiederholte Behauptung des Königs, daß eine rein-vernünftige Religion und ein dieser gemäßer Gottesdienst sich dem Volke durchaus nicht mittheilen lasse, mit den Gründen, womit er sie unterstützt, und den Einwendungen, die man dagegen machen kann, etwas ausführlicher entwickelt habe: so ist es in der Meinung geschehn, daß es vorzüglich zu unsrer Zeit wichtig sey, diese Sache von allen Seiten zu betrachten. Das Urtheil eines so großen Menschenkenners legt ein beträchtliches

Gewicht in die Wagschaale derer, welche das gemeine Volk der religiösen und moralischen Aufklärung unfähig halten, und deßwegen den Bemühungen, diese zu verbreiten, ungünstig oder dagegen gleichgültig sind. Aber wäre es dem ohnerachtet nur ein Vorurtheil, so wäre es auch jedes Menschenfreundes Pflicht, an der Zerstörung desselben zu arbeiten: weil nichts mehr den Eifer in Belehrung und Veredlung des Volks bey den Freunden desselben niederschlägt, und den Kaltsinn der andern entschuldigt, als diese vorgefaßte nachtheilige Meinung von dessen Empfänglichkeit für einen vernünftigen Unterricht. Das Volk nimmt jetzo mehr als jemahls an den Veränderungen Theil, die in den Meinungen und Systemen der höhern Stände vorgegangen sind. Die Frage wird also auch jetzt wichtiger, als sie jemahls war: ob, wie ich zu glauben geneigt bin, sich davon eine wirkliche Verbesserung seines Zustandes und seiner Sitten erwarten lasse; oder ob, wie andre meinen, mit dem Aberglauben die Religion zugleich bey dem Volke verloren gehen, und dadurch die Sittlichkeit noch mehr abnehmen; oder ob endlich, wie der König behauptet, der Kreislauf der menschlichen Thorheiten an die Stelle aufgehobner Irrthü-

mer neue setzen, und der Verstand der Menschen im Ganzen, unter allen Abwechselungen und bey allen Fortschritten des philosophischen Geistes, sich in einer ewigen Kindheit erhalten werde.

30.

Der Reitz der Wissenschaften und schönen Künste ward ganz von Friedrichen empfunden und genossen, weil er sie mit dem Eifer eines Mannes von Handwerk studirte, und sie doch ohne die Eitelkeit und die Eifersucht desselben bearbeitete. Für ihn, wenn für irgend jemanden, wurden sie eine Quelle der Zufriedenheit im ganzen Leben, der angenehmste Zeitvertreib in Perioden der Ruhe, sein Trost in Unglücksfällen: und selbst eine Arzeney, durch welche seine Leidenschaften gemäßigt und seine Fehltritte gebessert wurden. Indem er über die Gegenstände seines Ehrgeitzes, seines Zorns oder Kummers philosophirte, oder sie in Gedichten ausmahlte: verloren sie ihren unnatürlichen Reitz oder ihren giftigen Stachel, durch welchen sie das Gemüth ängstigen, zerrütten, und zugleich zum Großen und Guten untüchtig machen. Indem er von dem Gewirre der concreten Gegen=

stände, und der Empfindungen, unter welchen das Gemüth bald durch falsche Eindrücke irre geführt, bald durch unverhältnißmäßige Stärke derselben aus seinem Gleichgewichte gebracht wird, sich in die Region der allgemeinen Begriffe zurückzog, wo er eben dieselben Gegenstände, der Theorie oder der poetischen Darstellung wegen, im Ganzen, von ferne, als Weltweiser und Dichter, ansah: so verwischte er, so zu sagen, immer wieder von seinem Geiste den Rost oder die Flecken, welche einem jeden Geiste der unaufhörliche und nahe Umgang mit der Sinnenwelt, und besonders der mit den Auftritten der menschlichen Leidenschaften und Bosheiten, anhängen. Er lernte immer wieder im Allgemeinen zur Wahrheit zurückkehren, wenn er im Besondern dem Vorurtheile oder der Laune unterlegen hatte. — Nie wird dieß ein Geschäftsmann je so gut thun können, der nicht, so wie Friederich, Gelehrter, im besten Sinne des Wortes, und denkender und unterrichteter Mann zugleich ist. Die Speculation hat ihre Abwege: die beständige Praxis und der Umgang mit der Welt hat die ihrigen auch. Jene sieht nur auf die allgemeinen Regeln und vernachlässigt die Ausnahmen: diese sieht nur auf die Aus-

nahmen, und weiß fast nichts von der Regel, oder verlacht sie. Jene, wenn es die Speculation eines großen Geistes ist, steckt sich ein zu hohes Ziel, und übersieht die Schwierigkeiten; diese richtet selten ihre Augen auf den einzigen wahren Endzweck, der stillschweigend bey allen andern zum Grunde liegen soll, — auf allgemeine Glückseligkeit. Es ist demnach, da sich beydes in denselben Augenblicken äußerst schwer, oft unmöglich vereinigen läßt; da der Gang, den die Gedanken eines Feldherrn, während des Laufs eines Feldzuges, der, den die Gesinnungen eines Negotiateurs in den Labyrinthen der politischen Verhandlungen nehmen, durchaus von der Denkungsart des über die Welt und die Bestimmung des Menschen nachdenkenden Philosophen verschieden ist, und sich nach und nach immer mehr davon entfernt, je mehr er sich in die Tiefen der Geschäfte versenkt: es ist, sage ich, der einzige Weg einen vollkommnen Geschäfts-Mann zu bilden, wenn beyde Arten zu denken bey ihm mit einander abwechseln, wenn er Perioden hat, wo er in den Dingen die ewige Natur, als Beobachter und Moralist, ansieht, und solche, wo er in ihnen als mitwir-

kende Person ein wandelbares Schauspiel betrachtet.

31.

In der Beurtheilung der Schriftsteller der Zeitalter der Nationen hielt sich der König an einige wenige frappante Kennzeichen und Characterzüge, die er entweder in dem Munde der schönen Geister fand, mit denen er umgieng, oder die er selbst nur bey einer flüchtigen Uebersicht beobachtet hatte. Locke ist bey ihm immer nur dadurch merkwürdig, daß er der Materie die Fähigkeit zu denken nicht abgesprochen hat. Bayle wird immer nur als großer Dialektiker gerühmt, Boileau ist der Gesetzgeber des Geschmacks; das Zeitalter Ludwigs des Großen übertrifft das gegenwärtige der Franzosen in den Wissenschaften ohne Ausnahme: alle die Nahmen, welche aus diesem Zeitalter einmahl in dem Besitze des Ruhms sind, werden auch von ihm immer mit Verehrung genannt. Chaulieu selbst, obgleich nur in einer sehr kleinen Gattung berühmt, und auch in dieser weniger vortrefflich, als viele seiner Nachfolger, behält doch bey Friedrichen den Rang unter den großen Genies, den die spätern Verfasser eben so artiger Kleinigkeiten

ihm nie abgewinnen konnten. — Die Franzosen sind durch die Methode über die Alten erhaben, die Engländer haben zu ihrem Antheile die Freyheit im Denken. Jedes dieser Urtheile wiederholte der König gewiß, wenn er auf den Gegenstand kam, mit gleicher Ueberzeugung; und jedes derselben leidet doch in seiner Allgemeinheit große Einschränkungen; und hundert gleich wichtige Charakterzüge lassen sich von jenen Nationen und Schriftstellern bemerken.

Indeß ist es vielleicht ein Vortheil in gewissen Dingen, welche nicht von der größten Wichtigkeit für uns sind, bey unsern frühern Entscheidungen stehen zu bleiben, um nicht in den Scepticismus zu gerathen, zu welchem immer tieferdringende Nachforschungen den Menschen in den meisten Dingen bringen.

Diesen Scepticismus, die Ungewißheit, die aus der Mannigfaltigkeit und dem scheinbaren Widerspruche der gegebnen Prämissen entsteht, hatte der König in der Litteratur und Geschichte nicht. Hier war er in seiner Ueberzeugung gewiß und in seinen Behauptungen positiv. Aber er setzte auch zuweilen bloße Gewohnheit, vorgefaßte Meinung und das Ansehn berühmter Nahmen an die Stelle der Gründe. In der Re-

ligion und Philosophie hingegen hatte er diesen Scepticismus. War es, weil die Widersprüche und Schwierigkeiten sich hier mehr aufdringen: oder weil diese Gegenstände, doch die wichtigsten für jeden denkenden Geist, — sich öfter seinem Verstande, und von verschiedenen Seiten darbothen: — oder weil dort neue Einsichten nur aus neuen Studien geschöpft werden können, zu denen der König nicht Muße, noch Beruf hatte, hier aber neue Einsichten nur aus neuen Empfindungen gezogen werden dürfen, zu welchen dem Könige sein Leben und sein fruchtbarer Geist einen unerschöpflichen Stoff gab? —

Aber dieser sonderbare Contrast von Zweifel und zuverlässiger Gewißheit bey gleich ungewissen Gegenständen, von Abneigung, sich einem unbedingten Glauben auf überwiegende aber nicht unbestreitbare Gründe hinzugeben; und von Gewohnheit, seinen ersten, nicht besser bestätigten, Eindrücken und Ueberzeugungen fest anzuhangen; macht etwas Eigenthümliches in Friedrichs Charakter aus.

32.

Ueber des Königs Discours sur la guerre.

Die Abhandlung klärt nur wenige der wichtigen Puncte auf, die man über diese Materie

von der Erfahrung und dem Nachdenken Friederichs erörtert sehen möchte. Sie ist mehr eine beredte Darstellung von dem Elende des Krieges, und von den Vortheilen, die dasselbe vergüten, als eine Untersuchung dessen, was der Krieg ist. Folgende Ideen scheinen mir darin die erheblichsten zu seyn.

Erstlich, es wird im Kriege nicht eine größere Anzahl von Verbrechen begangen: nur die schlechten Menschen sind mehr auf einem Platze, und handeln mehr gemeinschaftlich. Zweytens, der Krieg nöthigt die Völker, besonders, bey der gegenwärtigen Art ihn zu führen, zu dem Anbaue mehrerer Wissenschaften. Drittens, für den Anführer eines Kriegsheeres und den, welcher die Operationen des Feldes im Ganzen lenket, ist der Krieg ein Schauplatz, auf welchem er die mannigfaltigsten und größten Tugenden zeigen kann: Muth, Klugheit, und Menschlichkeit. Viertens, die Ausübung keiner Wissenschaft und keiner Kunst spannt die Seelenkräfte dergestalt, biethet alle verborgnen Hülfsquellen des menschlichen Geistes so mächtig auf, und ist folglich so fähig, den großen Mann zu bilden, und selbst die Geisteskräfte der Nationen zu erhöhen, als der Krieg. —

Indem der König den Charakter des wahren Kriegers schildert, entwirft er unstreitig sein eignes Bildniß: — „ein kaltes Blut mit einer feinen Lebhaftigkeit begleitet.“ Das Epithet ist nicht ganz deutlich: aber man wird gewahr, daß der König für eine neue, selbstgedachte, und, wie mich dünkt, gründliche Idee, ein ganz angemessenes Wort nicht zu finden wußte. Die Lebhaftigkeit des Soldaten wird leicht stürmisch; — übereilt — oder heftig. Jenes führt zu unüberlegten Schritten, dieses zu grausamen. Demohnerachtet ist Ueberlegung und Kenntniß nicht genug. In der Ausführung militärischer Entwürfe muß eine Behendigkeit und eine Kraft seyn, die nur ein lebhaftes warmes Blut geben kann. Diese Mischung also von Lebhaftigkeit und Sanftheit, die bey sehr edlen Naturen Statt findet, wenn ein feuriges Temperament durch Vernunft, Cultur der Wissenschaften, und feinen Geschmack des Schönen und Anständigen ist gebändiget worden: diese ist es, welche den großen Feldherrn auszeichnet, und die der König durch den Ausdruck, vivacité fine, bezeichnete.

Es ist sehr richtig, und des Königs eignes Beyspiel beweist es: daß ein Verstand, durch kriegerische Operationen gebildet, dem Staate

auch in friedlichen Angelegenheiten weit brauchbarer werden, — eben weil er zugleich durch Muth gestählt und unternehmend gemacht wird.

Aber einer folgenden Behauptung scheint mir die Erfahrung zu widersprechen, — daß der Krieg den Luxus verhindre, und das Volk tugendhaft mache, — der Friede hingegen mit der Faulheit und Ueppigkeit die Laster herbeyführt. Rom wurde üppig und verdarb, mitten unter Kriegen und durch dieselben. — Der Krieg ist es, welcher die größte Ungleichheit der Güter hervorbringt, indem er das Eigenthum vieler ehrlichen Leute in die Hände weniger schlechten spielt. Ungleichheit der Güter aber bringt eben den Luxus hervor; — wenigstens den schädlichsten Luxus, wo Pracht neben Elend wohnt.

Wenn Stärke des Körpers und Abhärtung für Tugend gilt: so kann der Krieg Tugend in einem Volke befördern. Aber moralische Empfindungen werden durch denselben immer bey dem großen Haufen erstickt werden, gesetzt auch, daß ein oder der andre glücklich geborne Mann unter den Anführern die seinigen durch ausgezeichnete Handlungen von Großmuth und Menschlichkeit üben könnte.

Der Gehorsam ist eine andre Tugend, wel-

chen kriegerische Nationen lernen, wenn ihre Häupter glücklich sind. Aber es ist eine bloß negative Tugend, die mit der Dummheit und Unwissenheit des gemeinen Mannes, — mit der Ausgelassenheit seiner Leidenschaften, und mit Wildheit und Ungerechtigkeit gegen alle, die nicht seine Gebiether sind, bestehen kann.

Die Weichlichkeit ist freylich die fruchtbare Mutter vieler Schwächen und selbst vieler Laster. — Aber unrichtig ist es, daß, wer seine Bequemlichkeiten aufzuopfern gelernt hat, nun schon Herr über seine Sinnlichkeit sey. Gerade das Beyspiel der Soldaten beweist das Gegentheil. Die Wuth, mit welcher sie, bey dargebothnen Gelegenheiten, nach Befriedigung ihrer Lüste streben, steht fast immer im Verhältniß mit dem Ungemache, welches sie zuvor ausgestanden haben, und den Entbehrungen, welche sie sich haben gefallen lassen. Selbst alle Ergetzungen des Luxus werden in Lägern und Winterquartieren oft mit weit mehr Lebhaftigkeit gesucht und mit mehr Freude genossen, als mitten in friedlichen Hauptstädten. Also keine Leidenschaft wird durch den Krieg gedämpft, sondern im Gegentheile mehr entzündet, — die Habsucht durch die Gelegenheit, — die Begierde nach

Vergnügen, durch die gelegentlichen Entbehrungen. —

Man kann im Menschen vielleicht die beyden Sachen unterscheiden, Kräfte, durch welche er in den Stand gesetzt wird außer sich zu wirken, und Tugend, welche diese Kräfte auf gute Zwecke hinleitet. Zu den ersten gehört, in dem Sinne, in welchem ich hier das Wort nehme, alles, wodurch ein Mensch Einfluß auf andre, oder auf die Gesellschaft erhält: Talente, Wissenschaft, Muth, Reichthümer, Macht. — Wer gar nichts von allem diesen hat, dessen Tugend ist für das menschliche Geschlecht unnütz: denn mit dem besten Willen gutes zu wirken, hat er keine Werkzeuge. Aber ohne Tugend sind jene Kräfte Ursachen der Zerstörung, oder das Spiel des Zufalls, und werden für das menschliche Geschlecht bald nützlich bald verderblich.

Nun glaube ich, daß von jenen beyden Urquellen, aus welchen der Werth eines Menschen oder einer Nation herfließen soll, der Krieg sehr wohl die eine, welche in den Kräften liegt, aber sehr schwer die andre, welche in der Tugend besteht, vermehren könne. Nur dann also kann er in seinen Folgen dem Menschengeschlech-

te nützlich werden, wenn das durch denselben mächtig gewordne Volk, vermittelst einer gereinigten Religion, einer vernünftigen Staatsverfassung, einer guten National-Erziehung und Wissenschaften, den wahren Endzweck aller rühmlichen Unternehmungen, das allgemeine Beste der Welt, hat kennen und lieben lernen, mit einem Worte, wenn die siegende und erobernde Nation zugleich die edlere, geistreichere und sittlichere Nation ist.

33.

Ueber den Aufsatz des Königs sur l'amour propre etc.

Die Prüfung der andern Systeme der Moral ist dem Könige besser gelungen, als die Entwickelung seines eigenen. Sahe der König nicht, daß die Glückseligkeit, welche er in der Ruhe des Gemüths und in dem Bewußtseyn der Unschuld sucht, eben dasjenige feine Gefühl von der Schönheit der Tugend voraussetzt, um dessentwillen er das System der Stoiker für zu erhaben für den großen Haufen ansah? — Bemerkte er nicht, daß, indem er den Einwurf gegen das System der Selbstliebe, welches von der Glückseligkeit des Lasterhaften hergenommen ist, dadurch widerlegt, daß diese Glückseligkeit nur scheinbar ist, weil jeder Mensch seine eignen Begriffe von

Glückseligkeit, nach seinem Temperamente, seinen Launen, und seiner Lage, in der Welt habe, — eben dadurch die Motive zur Tugend, die von der Selbstliebe oder von der Glückseligkeit hergenommen sind, ganz und gar wankend werden? Wie kann die erstere, die Selbstliebe, festen Regeln unterworfen werden, oder sich selbst unterwerfen, wenn die letztere, die Glückseligkeit, gar nichts Wesentliches und Unveränderliches in sich schließt? Gerade in demjenigen Systeme, welches der König vertheidigt, muß es allgemeine und feststehende Principien der Glückseligkeit geben, wenn daraus allgemeine Bewegungsgründe zur Beobachtung gleicher Pflichten hergeleitet werden sollen. Ja gewiß, sobald die Natur der Glückseligkeit ausgemacht, sobald entschieden ist, daß sie entweder ganz, oder dem wichtigsten, größten und dauerhaftesten Theile nach, in dem Bewußtseyn gethaner Pflichten liegt, oder sich auf den Zustand wohlgeordneter Leidenschaften und herrschender Vernunft, (woraus die Beobachtung der Pflichten von selbst entspringt,) gründet: dann ist die weitere Deduction der moralischen Verbindlichkeit aus der Selbstliebe beynahe überflüssig: so leicht ist sie. — Aber wenn die Glückseligkeit von so ganz ver-

änderlicher Natur ist, als wofür der König sie oft in seinen Gesprächen und Schriften, und auch selbst in dieser Abhandlung ausgiebt; wenn jedem Menschen dasjenige wirklich Glückseligkeit ist, was er dafür hält, weil es doch ihn, so lange er es dafür hält, befriedigt: so habe ich keinen Weg, dem Lasterhaften, der in der Befriedigung ausgelassener Triebe, mit Beeinträchtigung andrer, und mit Uebernehmung der dabey obschwebenden Gefahren, seine Glückseligkeit zu finden vorgiebt, sein Unrecht nach dem auf Selbstliebe gegründeten Systeme der Moral zu zeigen. Es ist also eine Inconsequenz in den beyden Sätzen: „die Tugend ist, was die wohlverstandne Selbstliebe dem Menschen befiehlt“ — und „es giebt keine festen Begriffe von Glückseligkeit.“

Wenn der König den Lasterhaften mit einem Staate, der in einem bürgerlichen Kriege befangen ist, vergleicht: so ist dieß genau die Idee, welche Plato in seinem Werke von der Republik so meisterhaft ausführt. — Die ganze Untersuchung über die Bildung eines Staats ist in diesem unsterblichen Werke nur ein Incident-Punct, um die Natur der Gerechtigkeit, oder der Tugend, deren Wirksamkeit zur Beglückung des einzelnen Menschen ausgefunden werden soll, am Staate,

als an einem größern Gegenstande, deutlicher und leichter zu erkennen. Und die Vergleichung zwischen beyden, dem Körper der bürgerlichen Gesellschaft, und dem einzelnen Menschen, giebt das Resultat, daß die Tugend des Staats aus der Harmonie und innigsten Vereinigung seiner verschiednen Glieder, — und auf gleiche Weise, die Tugend des Menschen aus der Harmonie und innigsten Vereinigung aller seiner Fähigkeiten und Neigungen entstehe, womit dann in beyden Fällen nothwendig Wohl des Staats, und Wohlseyn des Individuums verbunden seyn muß.

Aber wenn der König durch einzelne Beyspiele die übeln Folgen zu zeigen sucht, welche das Laster nach sich zieht: so geräth er in den Abweg, der von wenigen vermieden wird, welche die Tugend für eine bloße Rechnung des vernünftigen Eigennutzes halten, — vorzüglich, wenn sie diesen Nutzen von den äußern Folgen der Handlungen erwarten; — er nimmt Folgen, die nur in einigen Fällen entstehen, für allgemein an. — Nur das Unglück ist sicher, welches das Laster in der Seele anrichtet, insofern es einen unnatürlichen Zustand derselben befördert. Wer davon überzeugt ist, daß dieß das

größte Uebel sey, dem wird es nicht schwer werden, zu zeigen, wie einzelne schlechte Handlungen dieses Uebel vermehren. Aber dazu ist noch die Idee eines künftigen Zustandes nöthig, um darzuthun, daß auch dieses, mit jeder versäumten Pflicht wachsende, Uebel empfunden werden wird.

34.

Ueber den Aufsatz des Königs, die Erziehung betreffend.

Der König zeigt sich im Ganzen nicht unbekannt mit der Art der Erziehung, welche in seinen Staaten herrscht. Aber doch mischt er, wie mich dünkt, in die Schilderung einige falsche Züge.

Die allgemeine Verzärtelung der Kinder, z. B. und insbesondre die Nachsicht der Mütter gegen dieselben, ist vielleicht nirgends Landessitte, sondern immer nur Fehler einzelner Personen und Familien; — aber doch bey uns gewiß nicht gemeiner, als übelverstandne und übertriebene Strenge.

Daß die Kinder, nach den Formen des gewöhnlichen Unterrichts, nicht genug zum Selbst-

denken angeführt werden, ist, nach dem Erfolge zu urtheilen, unstreitig. Aber wenn die Uebung des schriftlichen oder mündlichen Widerholens des empfangnen Unterrichts, die Verfertigung eigner Aufsätze, die Beantwortung vorgelegter Fragen, wozu die Data in den vorhergehenden Lehrstunden sind gegeben worden; — wenn alles dieses das Selbstdenken der Schüler nicht zur Folge hat: so ist es schwer zu sagen, durch welche Uebungen oder Methoden dasselbe bewirkt werden soll. Und doch werden alle jene Hülfsmittel in unsern Schulen gebraucht, von welchen doch alle Welt, und der König mit aller Welt behauptet, daß sie die Kinder nicht denken lehren. Also muß es nur in der Art und Weise liegen, wie diese Uebungen geschehen. Aber gerade diese Art und Weise kann keine Regel vorschreiben, um sie geschickt zu vollziehen, kann kein pädagogisches System dem Lehrer beybringen.

Die Wahrheit ist, daß hier der erste natürliche Unterschied der Genies liegt. Die Anlage und die Kraft zum Selbstdenken muß die Natur gegeben haben. Wenn man diese hat, und der Verstand die ihm dargebothnen Gegenstände mit eigenthümlicher Kraft auffaßt, um daraus Ideen selbst zu ziehn:

so kann wohl Unterricht, Beyspiel und Uebung diese Kraft leiten, und den Erfolg ihrer Anwendung beschleunigen. Man kann lernen ordentlich denken: aber denken lernt man nie. Besonders kann die Sprache, der Ausdruck, mit welchem die Ideen gleichsam festgehalten werden, und durch deren schicklichen oder unschicklichen Gebrauch der Fortgang des Denkens sehr erleichtert oder erschwert wird, — durch den Lehrer gebildet werden. Die Thätigkeit des Verstandes selbst hingegen muß bey dem Menschen, der sie äußern soll, von innen heraus kommen. Seine Aufmerksamkeit muß sich von selbst auf eine Sache mehr, als auf die andre, heften. Dieses längere Verweilen des Geistes bey dem Objecte, welches ihm vorzüglich gefällt, mit lebhafter Begierde nach Erkenntniß desselben, diese Gewandtheit, die verschiednen Anlässe und Hülfsmittel zur Untersuchung des Objects zusammenzusuchen, die Dienstbarkeit des Gedächtnisses, auf den Wink des Verstandes dasjenige darzubiethen, was zur vorliegenden Sache, die dieser beleuchten will, an Kenntnissen eingesammelt worden ist: dieß sind solche Grundfähigkeiten der Seele, über welche der Mensch selbst, der sie besitzt, wenig Rechnung zu geben weiß, und

auf welche Lehrer und Schule wenig Einfluß haben.

Die Vernachlässigung des Studiums der Alten und der Geometrie sind zwey unverdiente Vorwürfe, die der König den Gymnasien und Universitäten seiner Staaten macht.

Die Erziehung, welche der junge Edelmann bey den Regimentern genießt, denen er einverleibt wird, erhebt der König über ihren wahren Werth. Die beständige Aufsicht der Obern und die Scheu vor ihnen thut ohne Zweifel viel, die militärische Ordnung und auch eine gewisse Sittlichkeit im Aeußern zu befördern. Sie würde noch mehr thun, wenn die Chefs solcher Kriegskörper immer selbst richtigere Begriffe von dem wahren Verdienste und den Erfordernissen eines vollkommnen Officiers, und wenn sie zugleich so viel Menschenliebe hätten, als unstreitig mehrere Regiments-Chefs der Preußischen Armee beweisen, — die nähmlich, sich der Bildung der ihnen untergebnen militärischen Zöglinge, auch in Absicht der Dinge, welche sich nicht unmittelbar auf den Dienst beziehen, anzunehmen.

Mehr, als die Aufsicht der Obern, die nie speciell genug seyn kann, und sich auf Geist und Herz selten erstreckt, thut das Beyspiel, wenn

das ganze Corps der Officiere eines Regiments gebildet ist, und wenn also der Geist der Wißbegierde, der Geschmack an Künsten oder nützlichen Kenntnissen, und das Wohlgefallen an einem feinen Umgang sich unvermerkt dem neuen Ankömmlinge mittheilt und seinen Ehrgeitz anspornt, oder ihn wegen der Mängel seiner vorhergehenden Erziehung beschämt. Allerdings hat ein junger Edelmann auf Schulen weder so viele Lehrer und Muster, noch so starke Aufmunterung etwas zu lernen und sich auszubilden, als der, welcher glücklicher Weise zur Fahne eines Regiments kommt, dessen Officiere feine, unterrichtete und erfahrne Leute sind. Je genauer und inniger die Verbindung ist, welche der Militärstand einem Edelmanne mit seinen Kammeraden unter demselben Regimente giebt: desto eher stecken böse und gute Beyspiele ihn an; — und je mehr er die Vorgesetzten zu ehren und zu gehorchen gewöhnt wird: desto leichter gelangt er auch dazu, ihre Sitten anzunehmen.

Aber diesen Vortheilen der adlichen Erziehung bey den Regimentern stehen eben so große Unbequemlichkeiten zur Seite. Eben die zuletzt bemerkte Ursache wirkt auf beyden Seiten, zum Bösen wie zum Guten, gleich stark: und wer

kann leugnen, daß nicht, besonders unter der jüngern militärischen Welt, Beyspiele von Uebermuth und Zügellosigkeit häufig genug sind? Hierzu kömmt die etwas willkührliche Gewalt, die auch schon der kleinste Befehlshaber über die ihm Untergebnen zu gewissen Zeiten auszuüben im Stande ist. Diese verführt leicht ein junges Gemüth zu einem gewissen Trotze, einer Gleichgültigkeit gegen das Leiden andrer, einer stolzen Verachtung der Niedrigeru, — Gesinnungen, die alle der wahren geselligen Tugend nicht günstig sind.

Wenn der König in der letzten Erziehung des zu Civil-Aemtern bestimmten Adels dieß vornehmlich aussetzt, daß es ihm zu der Zeit, da solche vollendet werden soll, an gehöriger Aufsicht fehlt: so kann das in vieler Rücksicht wahr seyn, — obwohl die Beyspiele Aufsehn machender Ausschweifungen unter den adlichen Candidaten der Civil-Aemter gewiß nicht häufiger sind, als unter denen, die sich dem Kriegsdienste widmen. Aber mehr noch, als der Mangel der Aufsicht, scheint mir der Mangel an Arbeit das zu seyn, worüber junge Adliche, die bey den Landes-Collegien eintreten, an mehrern Orten der Preußischen Monarchie zu klagen hätten, wenn junge Männer über das zu klagen pflegten, was ihnen sehr

schädlich ist, ohne ihnen unangenehm zu seyn. Der Militärstand giebt im Frieden keine immerwährende, er giebt bey weitem nicht eine hinreichende Beschäftigung, um einen jungen Mann vor den übeln Folgen des Müßigganges, dem Leichtsinne und den Ausschweifungen, zu bewahren. Aber er weist doch jedem gewisse, genau bestimmte, tägliche, pünktlich zu vollziehende Geschäfte an, die Geist und Körper in einer gewissen regelmäßigen Thätigkeit erhalten, den Menschen zur Beobachtung gewisser Pflichten gewöhnen, ihn etwas von seinem Berufe lehren. Dahingegen der ganz unbeschäftigte Referendar völlig erschlafft, und zu einer bloßen Zeitversplitterung, zur Vernachlässigung seiner Studien, zu einem weichlichen und gedankenlosen Leben verleitet wird. Daher er auch in der Folge, wenn er zu Aemtern gelangt, welche ernstliche Beschäftigung geben, sich der Arbeit, deren er ungewohnt, und zu der er ungeschickt geworden ist, auf die Schultern der bürgerlichen Subalternen entledigt.

Daß der König die ältern Damen so durchgängig besser erzogen fand, als die jungen: konnte wohl zum Theile daher kommen, daß er jene, mit welchen der liebenswürdige junge Prinz umgegangen war, vertraulicher und also besser hatte

kennen lernen, da diese, die schon den ältern und allgemein verehrten König vor sich sahen, sich von ihm in einer gewissen ehrfurchtsvollen Entfernung hielten, — zum Theile daher, daß er sich in den erstern der Zeiten seiner Jugend erinnerte.

Aber was der König überhaupt von der weiblichen Erziehung sagt, ist mit einer Herzlichkeit, mit einem Gefühle von der Wichtigkeit der Sache, und einem Theilnehmen an dem Glücke, welches er durch gute Erziehung vorbereitet wissen will, geschrieben, die ihn als Menschenfreund und als Freund der Tugend liebenswürdig darstellen.

Indessen schreibt der König, wie mich dünkt, so wie viele von den Schriftstellern, die über Erziehung Regeln gegeben haben, dieser zuviel Gewalt über den Menschen und einen zu großen Antheil an dem zu, was jeder an Verstand und Charakter wird. — Die Bildung, welche die Erziehung giebt, ist nach meiner Meinung sehr richtig mit der Wartung und dem Anbaue einer Pflanze verglichen worden. Die ganze Gestalt der Pflanze liegt schon im Saamen: der Gärtner muß nur dafür sorgen, daß Boden, Luft, Sonnenschein, und Wässerung der Natur dieser Pflanze angemessen sey, damit sie nicht verhindert werde, sich ihrer Natur gemäß zu entwickeln. Ist sie stark

und von kräftigem Wuchs, so durchbricht sie wohl auch einen harten und steinigten Boden, und wächst, vernachlässigt oder falsch behandelt, doch gesund und gerade empor, und treibt ihre Blüthen und Früchte, bey ungünstiger Witterung, und unter einem rauhen Himmel. Ist sie hingegen schwach, aus unreifem, verstümmeltem oder kraftlosem Saamen erzeugt: so kann sie die sorgfältigste Pflege, und die abgemessenste Zutheilung von Wä me, Luft und Wasser, nicht vor dem frühzeitigen Absterben bewahren, oder ihr die Schönheit und Fruchtbarkeit andrer Gewächse ihrer Art geben. Freylich scheint der Irrthum der nützlichere zu seyn, — die Erziehung für allmächtig zu halten. Denn alsdann wird man wenigstens die äußerste Sorgfalt auf sie wenden, wenn man so große Wirkungen von ihr erwartet: dahingegen, wenn man der Natur und dem Zufalle in der Bildung des Menschen zuviel zuschreibt, Eltern und Erzieher eher ihre Trägheit oder ihren Widerstand gegen nützliche Reformen zu rechtfertigen wissen. Dieß scheint richtig. Aber außerdem daß Wahrheit nie schadet, so ist es auch zum guten Erziehungs-Systeme selbst nothwendig, die edle Natur des Menschen und die in ihm, unabhängig von aller Bearbeitung seiner Lehrer und Vorgesetzten,

liegende Kraft zu erkennen: damit man zuerst diesem emporstrebenden Geiste, der eigentlich nur Freyheit verlangt, um sich zu entwickeln, die gehörige Freyheit verstatte, und ihn nicht durch Einschränkungen unterdrücke, indem man ihn bilden will, — damit der Erzieher zweytens nicht muthlos und nicht stolz werde, bey dem Mißlingen seiner Bemühungen in vielen, bey ausnehmend glücklichen Erfolgen in andern Fällen. In keinem Fache menschlicher Arbeit ist es für kluge Geschäftsmänner unnütz zu wissen, wie viel oder wie wenig ihre Arbeit wirklich ausrichten kann. Der König wußte es selbst von seinem hohen Berufe, daß der gemeine Haufe den Königen noch mehr von der Veränderung ihres Zeitalters, und selbst den Verbesserungen ihres Reichs zuschreibt, als ihnen gebührt, — da doch die Könige ebenfalls unter dem Einflusse des Geistes ihres Zeitalters stehn, und zuerst von diesem gebildet und regiert werden, ehe sie wieder andre bilden und regieren. Demohnerachtet erfüllte Friederich diesen Beruf mit nicht geringerm Eifer, ob er gleich die Schranken von dessen Einflusse kannte.

Und izt noch diese Betrachtung. Die Erziehung thue so viel sie wolle am Menschen: aber

sie bleibt nicht mit den Jünglings- oder männlichen Jahren stehn, sie kömmt nur in andre Hände. Und diese nachfolgende Erziehung, welche die Gesellschaft, der Umgang, die Lectüre, der Beruf, und der Gang der Schicksale dem Menschen geben, wie oft vernichtet sie nicht ganz die Wirkung der ersten jugendlichen Erziehung, und vertilgt ihre Spuren an Körper und Geist! Welche Wendungen nimmt nicht noch oft der Charakter und selbst das Talent derjenigen Menschen, welche man für erzogen ansieht! Sogar der König ist davon ein merkwürdiges Beyspiel.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt

des zweyten Theils.

Vierte Abtheilung. Ueber den religiösen Charakter Friederichs des zweyten. S. 1-12.

Friederichs Religionslehrer und Vater waren Mitursachen seiner Abneigung gegen die christliche Religion. 3.

Friederich schätzte die Reformation, und sah das Christenthum als eine Reformation des Judenthums an. 5.

Verschiedenheit und Widersprüche in des Königs Urtheile und Verfahren, in Absicht auf Religionen und Religions-Parteyen. 6.

Religions-Duldung aus Verachtung. Oeffentliche Mäßigung. 11.

Fünfte Abtheilung. Ueber den litterarischen Charakter Friederichs des zweyten. 13-124.

Vorzug, den Friederich der Litteratur und den schönen Wisseuschaften im Schulunterrichte gab. 15.

Liebe für die Alten, und Empfehlung des Uebersetzens. 16.

In wie fern des Königs Verachtung der Theologen oder der Theologie gerecht oder ungerecht war. 24.

Große Achtung gegen Bayle. Ursprung derselben. 26.

Urtheil über Locke. ; ; ; S. 29.
Prüfung mehrerer Aeußerungen des Königs in seiner Schrift: sur la litterature Allemande. — Ob die vielen Mundarten der Ausbildung der deutschen Sprache schaden. Zwey besondere Umstände, die den Fortgang der Litteratur in Deutschland hindern. ; ; ; 30.
Fehlt es unserer Sprache, wie der König meint, an metaphorischen Ausdrücken? Metaphern der Sprache und Metaphern der Rede. Warum fielen dem Könige die Unschicklichkeiten der metaphorischen Redensarten in unserer Sprache stärker auf? Ueber den Satz, daß, bey den meisten Nationen, die Dichter zuerst die rohe Sprache ausgebildet haben. ; ; 40.
Deutschlands Kriege, in Bezug auf seine Litteratur. ; ; ; ; 53.
Die Deutschen stehen in der Dichtkunst und schönen Litteratur hinter den Ausländern zurück. Ursache dieser Erscheinung. ; 57.
Was der König lobt, ist in der Rücksicht, in der er es lobt, gewiß gut; was er tadelt, ist nicht immer schlecht. ; 67.
Würde im Allgemeinen die gleichförmige Normalmethode im Vortrage der Wissenschaften, wie der König meint, dem fehlerhaften Unterrichte auf Schulen und Universitäten abhelfen? ; ; 71.
Ueber den Vortrag der Philosophie. ; 76.
Der Deutsche als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber. Vorschläge zur Verbesserung des historischen Unterrichts. ; 80.
Von den Aenderungen der Aussprache um des Wohlklangs willen. Was Wohlklang der Sprache sey. ; ; ; 94.
Wie der König über Geometrie dachte. ; 101.
Einzelne Gedanken gelingen dem Könige besser, als ganze Reihen. ; ; 104.
Er wiederholt seine Ideen gern. Einfluß dieser Gewohnheit auf seine Poesie. ; 105.
Imagination des Königs. Sie ist weniger groß und kühn, als anmuthig und leicht.

Seine ausgezeichnete Neigung zur Poesie. Richtigkeit seines Geschmacks. . . S. 109.

Sechste Abtheilung. Ueber den militärischen Charakter Friederichs des zweyten. . . 125-164.

Der König als Krieger und Feldherr. Vollkommenheit seines Heeres. Was und wie viel er durch Lehre und Beyspiel zu dieser Vollkommenheit beytrug. . . 127.

Der König hielt den Adel ausschließend der Empfindung der Ehre fähig, und vertraute ihm deshalb allein, oder doch vorzüglich die Führung des Heeres an. Handelte er hierin nach einem richtigen Grundsatze? 145.

Siebente Abtheilung. Fragmente vermischten Inhalts zur Charakter-Schilderung Friederichs des zweyten. . . 165-306.

Gesunde Vernunft, der eigenthümliche Charakter des Verstandes des Königs. . 167.

Je größer der Monarch, je mehr gefährdet die Freyheit. . . . 170.

Der König ist von den Gesinnungen und Unternehmungen fremder Höfe gegen sich jederzeit wohl unterrichtet. Ob auf dem besten Wege? . . . 170.

Sein Urtheil über das Geschäfte der Gesandten. 174.

Pünktliche Haushaltung des Königs. . 180.

Mißtrauen gegen Entrepreneurs, Baumeister und ähnliche Personen. . . 182.

Der König glaubte, die Dümmsten wären die Ehrlichsten. Schädlichkeit dieser Maxime. 185.

Seine Liebe zur Pracht und Ueberladungen in Gebäuden. . . 188.

Streit mit der Justiz über die Verlängerung der Processe und Bedrückung der Armen. 190.

Wie der König über die Strafe des Selbstmordes und der Unkeuschheit dachte. . 192.

Er machte seine Diener nie zum Gegenstande seines Spottes. . . 205.

Sein Argwohn gegen andre Staaten hat ihn mehr, als sein Ehrgeitz und seine Vergröße-

rungsbegierde, zu Ungerechtigkeiten verleitet. S. 206.
Wie beurtheilt der Regent und wie der Privatmann die Gerechtigkeit der politischen Unternehmungen? 211.
Des Königes Gelindigkeit gegen Verbrecher, die an seiner Person verrätherisch handelten. 221.
Hat die Liebe zur Poesie der Regierung des Königes geschadet? 222.
Ueber seinen Geschmack an der Natur und der Anmuth des Landlebens. 228.
Wie er als junger glücklicher Held und als gesetzter Mann empfand und dachte. 238.
Sein Benehmen gegen Schmeichler und Schmeicheleyen. 239.
Der König ist ein guter Beobachter der Sitten in den verschiedenen Classen der Gesellschaft. 240.
Macht der Gewohnheit über ihn. 244.
Ueber seine Aeußerung, daß der Kopf bey ihm gut, das Herz böse sey. 245.
Unter dem Schutze des Glücks wurde sein Gemüth weise. 247.
Der König erwartete die Belohnung für viele seiner Unternehmungen erst von der Nachwelt. 248.
Seine Mildthätigkeit im Großen und Kargheit im Kleinen. 251.
Seine Launen in Vertheilung von Belohnungen und Gnadengeschenken. 256.
Er empfand es übel, wenn man seine Wohlthaten ausschlug. 260.
Betragen in seiner letzten Krankheit. 261.
Ob verachtende Toleranz den Nahmen der Toleranz verdiene. 264.
Meinung des Königs von der Unmöglichkeit einer vernünftigen Volks-Religion. 266.
Nutzen der Wissenschaften für den König. 281.
Seine Vorurtheile, in Hinsicht des Werthes einzelner Schriftsteller und der Kenntnisse ganzer Völker. Sein religiöser und philosophischer Scepticismus. 284.
Ueber des Königs Abhandlung sur la guerre. 286.
Ueber seinen Versuch sur l'amour propre, envisagé comme principe de morale. 292.
Ueber seinen Aufsatz sur l'education. 296.

Werne

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters, und der Regierung Friederichs des zweyten

Bd.: 2

Breslau (1798)

Bor. 65 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012994-2
VD18 90026497